Deutschland in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Fürsten und Dichter.

Vier Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Fürsten und Dichter.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Buch.

Der neue Preußenkönig.

Zweites Buch.

Der neue Preussenkönig.

1.

Nach dem Tode.

Der König ist todt! Friedrich der Zweite ist nicht mehr! Majestät, ich komme, Ihnen diese Trauerbotschaft zu bringen!

Das waren die Worte, mit denen der Minister von Herzberg in der Nacht des siebenzehnten August, von dem Kammerdiener Rietz geführt, an das Lager des Kronprinzen Friedrich Wilhelm trat und diesen aus seinem Schlummer weckte.

Was giebt es? Wer spricht zu mir? fragte der Kronprinz emporfahrend und halb noch im Schlafe die beiden Männer anstarrend, die vor seinem Lager standen, der eine mit trauriger, der andere mit frohlockender Miene.

Ich wagte es, zu Eurer Majestät zu sprechen, erwiderte Herzberg, ich, der gewesene Minister des Königs Friedrich des Zweiten. Seine

Majestät ist vor einer halben Stunde verschieden, und ich bin sofort hieher geeilt, um persönlich die Trauerbotschaft zu überbringen. Der König Friedrich der Zweite ist todt.

Es lebe der König Friedrich Wilhelm der Zweite! rief der Kammerdiener Rietz mit lauter, jubelnder Stimme, indem er geschäftig dem neuen König half, sich anzukleiden und Toilette zu machen.

Friedrich Wilhelm blieb stumm. Weder ein Wort des Bedauerns, noch der Freude kam über seine Lippen. In sich versunken, ernst durchdrungen vielleicht von der Größe des Momentes, oder verlegen, was er zu sagen habe, um den beiden so verschieden gearteten Männern zu genügen, ließ er schweigend von seinem Kammerdiener seine Toilette besorgen, während der Minister von Herzberg sich in die äußerste Fensternische zurückgezogen hatte und still und traurig der Befehle des neuen Königs harrte.

Eure Majestät sind fertig, sagte Rietz jetzt mit leiser, unterwürfiger Stimme.

Friedrich Wilhelm schrak leicht zusammen und schien wie aus tiefen Gedanken zu erwachen. Steht der Wagen bereit? fragte er.

Ja, Majestät, ich habe ihn vorher sogleich bestellt.

So kommen Sie, Herzberg, wir wollen fort. Rietz, Du kommst mit.

Aber Majestät dürfen nicht so nüchtern in die Nachtluft hinaus. Die Chocolade wird schon fertig sein. Erlauben Eure Majestät, daß ich sie hole.

Nein, Rietz, laß das, rief der König abwehrend. Alles hat seine Zeit und Stunde. Kommen Sie, Herzberg. Geben Sie mir den Arm, denn meine Kniee zittern. Sie sollen mich führen, Herzberg.

Er legte seine Hand fest auf Herzberg's dargereichten Arm und ging auf ihn gestützt hinaus. Rietz folgte ihnen, und indem seine kleinen grauen Augen sich auf den Minister hefteten, hob er drohend hinter seinem Rücken die Hand gegen ihn auf. Du sollst nicht mehr lange die Stütze *meines* Königs sein, murmelte er zwischen seinen aufgeworfenen Lippen hervor. Wir werden Dir bald den Laufpaß geben, Dir und dem ganzen Gelichter. Haben lange genug im Hintergrunde gestanden und zugeschaut, wie Ihr regiertet. Jetzt ist *unsere* Zeit gekommen, und wir wollen sie benutzen!

Seine Miene war drohend und feindselig, als er das sagte, aber er änderte sie schnell und war ganz Unterthänigkeit und Respect, als er

dann vorwärts eilte, um den Wagenschlag zu öffnen, und nicht blos seinem König, sondern auch dem Minister Herzberg behülflich war, einzusteigen. Dann schwang er sich auf den Kutschbock, um dort seinen Platz neben dem Kutscher einzunehmen, und der Wagen rollte die breite Allee hinunter, welche von dem neuen Palais nach dem Schlosse Sanssouci führt. Eine kurze Fahrt von wenigen Minuten nur, denn die Rosse brausten vorwärts, als wüßten sie, daß sie den neuen König seiner Zukunft entgegentrügen. Im Wagen ward kein Wort gesprochen, Jeder überließ sich seinen grübelnden Gedanken, auch der Kammerdiener Rietz. Auch er, das wußte er wohl, fuhr einer neuen Zukunft entgegen, und er schwur sich, daß es nicht blos eine glanzvolle, sondern auch eine einträgliche sein solle, und er lächelte behaglich, wenn er sich dachte, wie viel Genuß und Freude das Leben ihm jetzt darbringen solle, denn der König liebte ihn ja, und noch mehr liebte er seine Frau Gemahlin, die soi-disant Madame Rietz.

Na, die wird nicht lange mehr Madame bleiben, sagte er behaglich zu sich selber. Sie ist ehrgeizig; ich überlasse ihr das Departement der Titel und Orden, und übernehme das Departe-

ment der Geldangelegenheiten und des materiellen Gewinnes. Na, wenn zwei so gemüthliche Eheleute sich vorspannen und ziehen, da müßte es doch curios zugehen, wenn der Karren nicht rasch vorwärts käme durch den Schmutz des Lebens und am Ende in eine recht stattliche Kutsche sich verwandelte.

Eben bog der Wagen um die Ecke der Allee, und da lag Sanssouci, umleuchtet von den ersten Strahlen der Frühsonne, so heiter und glänzend anzuschauen, obwohl drinnen die Leiche eines Königs lag, der gestern noch der Herr und Gebieter von Millionen Menschen, heute ein wesenloses Nichts, eine Handvoll Staub vom Staube der Menschheit war.

Der Wagen hielt, und Rietz eilte, den Schlag zu öffnen, denn Niemand kam herbei, dies zu thun. Verwirrung und Trauer herrschte in dem Hause des Königs, welches jetzt nicht mehr das Haus sans-souci, das „Haus ohne Sorgen" heißen durfte, denn Sorge und Schmerz war in dasselbe eingezogen, seit sein königlicher Besitzer die Augen geschlossen.

Der König trat in das Vorzimmer; ein paar Lakaien standen nahe an der Thür. Als der junge König mit einem freundlichen Kopfnicken

sie begrüßte, stürzten ihnen die Thränen aus den Augen, und in ihrem Schmerze vergaßen sie der schuldigen Höflichkeit und versäumten es, die Thüre, die in die inneren Gemächer führte, zu öffnen. Rietz that es, stieß die Thür auf, ließ den König und Minister passiren und trat hinter ihnen ein in das Empfangszimmer, das noch ganz leer war, denn Niemand von den Hofleuten und Cavalieren, den Prinzen und Prinzessinnen wußte bis jetzt von dem Tode des Königs.

Le Roi est mort! Vive le Roi! Sie werden Alle schon kommen mit einem weinenden und einem lachenden Auge, mit einer mühsamen Thräne für den Entschlafenen, einem entzückten huldigenden Lächeln für den Wachenden, der heute Morgen die Augen aufgeschlagen hat, um eine Krone auf seinem Haupt und ein Königreich zu seinen Füßen zu sehen!

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Wie öde ist heute das Vorzimmer des gestorbenen Königs! Kein Laut ertönt; das Portrait der Marquise Pompadour, welches sie dem großen König als Zeichen ihrer Huld gesandt, lächelt von der Wand mit seiner coquetten Schönheit auf die Vorübergehenden hernieder. Der König

und der Minister beachten es nicht, aber Rietz, der ihnen folgt, schaut mit einem pfiffigen Lächeln empor zu der Maitresse des Königs, und denkt bei sich, daß seine Frau Gemahlin gewiß eben so berühmt und geehrt werden wird, als die berühmte Geliebte des französischen Königs. Warum sollte nicht auch einmal eine Kaiserin an sie schreiben und die Geliebte des Königs von Preußen: ma cousine nennen? warum nicht?

Der Kammerdiener Rietz hat Mühe, sein lautes Lachen zu unterdrücken, wie er das denkt, und legt dann die Hand rasch über das Gesicht, als er jetzt hinter dem König eintritt in das Wohnzimmer des Königs, denn da sind Menschen, da können beobachtende Augen sein, und man muß deshalb eine betrübte Miene annehmen.

Aber nein, es giebt heute in dem Wohnzimmer des Königs keine beobachtenden Augen, und die Menschen, welche dort sind, denken nur an ihren Schmerz und ihre Trauer. Keine Thränen der Etiquette, keine Seufzer verstellter Trauer giebt es hier. Nur die vier Räthe aus dem Cabinet des Königs sind da. Sie waren wie immer um vier Uhr gekommen, um mit dem König zu arbeiten, denn noch gestern hatte er sie zu sich eintreten lassen, hatte mit schwacher Stimme ihnen

Instructionen ertheilt und mit zitternder Hand seinen Namen unter ein Actenstück gezeichnet. Sie waren also heute wie immer mit der aufgehenden Sonne gekommen, aber sie sahen jetzt, daß ihre Sonne untergegangen sei; es gab für sie nichts mehr zu thun, nur noch zu weinen!

Der König sah sie nicht, oder beachtete sie nicht, sondern schritt rasch vorüber nach dem offenen zweiten Wohnzimmer, nach der traurigen Gruppe in der Mitte desselben. Ein großer Lehnstuhl mit blutbefleckten Kissen gefüllt, und in den Kissen ein Antlitz, das gestern noch einem König gehörte, und welches der Tod, der größere König, heute verwandelt hat in eine bleiche Marmorbüste, die mit geschlossenen Augen da liegt in friedlicher Stille, mit einem Lächeln um die Lippen, welche gestern noch zu der Sonne emporriefen: „Bald werde ich bei Dir sei!"

Nun war er bei ihr, bei der Sonne, der große König, und was da lag auf dem Lehnstuhl, das war nur noch „die abgenutzte Hülle" der entschwebten Seele!

Neben ihr steht der Leibarzt Selle in trauriger Niedergeschlagenheit, hinter dem Lehnstuhle die beiden Lakaien, welche die letzte Todesnacht treulich bei dem Könige gewacht und nun

weinen, bitterlich weinen, weil er von ihnen gegangen.

Tiefe Stille herrschte, und es war etwas in dieser Stille, welches sogar dem Kammerdiener Rietz imponirte, denn er schlich leise auf den Zehen, und hielt selbst den Athem an, um so geräuschlos als möglich sich der Leiche des Königs zu nähern, den er, da Friedrich noch lebte, niemals in solcher Nähe gesehen.

Das Schluchzen der Lakaien ward lauter, als sie den neuen König zu der Leiche heranschreiten sahen. Der Leibarzt neigte sein Haupt tiefer zur Begrüßung des neu aufgehenden Gestirns, das Windspiel, das bis dahin still und bewegungslos zu den Füßen des Königs gelegen, sprang auf, richtete seinen schlanken, spitzen Kopf empor, stieß ein langes Klagegeheul aus, und kroch dann winselnd unter den Lehnstuhl.

Friedrich Wilhelm, tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, neigte sich über die königliche Leiche, hob die kalte Hand an seine Lippen, küßte sie und legte dann seine lebensvolle, warme Menschenhand auf dieses Haupt, das neben der Krone so viel Lorbeerkränze getragen.

Gebe mir Gott seinen Segen, daß ich Dir

ein würdiger Nachfolger sein kann, mein König, sagte Friedrich Wilhelm leise, während ein paar große Thränen langsam über seine Wangen niederflossen. Du hast Preußen groß gemacht, möge mir Gott wenigstens geben, daß ich es nicht wieder klein mache! Lebe wohl, mein König und mein Oheim, und Friede sei mit uns Allen!

Amen! sagte Herzberg mit fester Stimme. Seine Majestät der König Friedrich rief mich gestern Abend zu sich, da schon die Schatten des Todes über seiner Stirne lagen, und mit lallender Stimme flüsterte er: „Bringe Er morgen an meiner Leiche meinem Nachfolger meinen Huldigungsgruß!“ Majestät, ich bringe Ihnen denselben!

Friedrich Wilhelm nickte und wandte sich dann dem Leibarzte zu. Sie waren bei dem König, als er starb, lieber Selle?

Ja, Sire, ich war bei ihm.

Um welche Stunde ist der König gestorben?

Selle hob die Hand auf und deutete mit einer feierlichen Bewegung nach der großen Pendule hin, welche drüben an der Wand auf einer Marmorsäule stand. Majestät, die eherne Zunge der Uhr ist verstummt in demselben Momente, da der König seinen letzten Seufzer aushauchte. Haben Sie die Gnade, zu schauen, Sire, die Uhr

dort hat sich zum ersten Denkmal des großen Königs gemacht.

Friedrich Wilhelm blickte betroffen und freudig zugleich. Wunderbar, sagte er leise vor sich hin, sehr wunderbar! Sie haben also recht! Ueberall sind wir von Wundern umgeben, und geheimnißvolle Geister walten um uns her in allen Dingen!

Er ging nach der Uhr hin, betrachtete mit ehrfurchtsvollen Schauern das große Zifferblatt, dessen beide große Metallzeiger für ihn jetzt zwei Geisterfinger waren, welche den Moment festhielten, in welchem der König gestorben war.

Zwei Uhr zwanzig Minuten, sagte der König leise. Seltsam und schauerlich.

Er wandte sich um und winkte seinem Kammerdiener, der auf den Spitzen der Zehen zu ihm eilte.

Sage mir, Rietz, was war die Uhr, als ich in dieser Nacht Dich rief, weil ich von furchtbaren Beängstigungen erwacht war?

Majestät, es war gerade zwei Uhr zwanzig Minuten! Ich weiß es genau, denn Eure Majestät befahlen mir, Ihre Uhr repetiren zu lassen.

Ja, ja, murmelte der König in sich hinein, es war gerade zwei Uhr zwanzig Minuten. Die

Geister weckten mich, denn es brach für mich der neue Tag an!

Le Roi est mort! Vive le Roi! Der König, welcher seinem Lande die Gedankenfreiheit und Aufklärung gebracht, der König Friedrich ist todt! Ein Schatten verdüstert die Sonne dieses ersten Morgens der neuen Zeit. Aus dem Schatten wird bald eine schwere Wolke werden, und Dunkelheit und Nacht wird sich niedersenken über Preußen.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Friedrich Wilhelm, der gedankenvoll auf die Uhr hingestarrt hatte, raffte sich jetzt mit der Kraft seines Willens zusammen. Diese Uhr, welche stillstand, kündete ihm den Anfang einer neuen Zeit, und er mußte ihr genügen.

Er trat wieder zu der Leiche heran. Wo sind die Orden des Königs? fragte er den Kammerlakeien Strützki, auf den gelehnt der König Friedrich seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Strützki trocknete rasch seine Augen und schlich leise zu dem Schranke hin, dessen Thür er öffnete.

Lassen Sie die anderen, gebot Friedrich Wilhelm, bringen Sie mir nur das Band des schwarzen Adlerordens.

Strützki beeilte sich dem Befehl zu genügen, und da der König nun das breite orangengelbe Band in der Hand hielt, wandte er sich an den Minister von Herzberg.

Herr Graf, sagte er, neigen Sie Ihr Haupt und empfangen Sie von mir das letzte Andenken des großen Königs, der jetzt seinen Tribut an die Sterblichkeit gezahlt hat, um als Unsterblicher unter uns zu weilen. Dieses Band, welches Friedrich der Große getragen, soll jetzt Ihre Brust schmücken und soll Ihnen und der ganzen Welt ein Zeugniß sein meiner Hochachtung und Anerkennung. Sie werden mir ein so treuer und eifriger Gehülfe sein, wie Sie es meinem großen Oheim waren, Sie werden mir als mein Minister zur Seite stehen, wie Sie es Jenem thaten, und ich werde von Ihnen Rath und Hülfe empfangen, Herr Graf Herzberg.

Majestät, murmelte Herzberg mit von Thränen erstickter Stimme, Majestät, Sie belohnen mich über mein Verdienst. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan und —

Wohl dem König, unterbrach ihn Friedrich Wilhelm, wohl dem König, der Beamte um sich sieht, welche das Große und Gute, was sie vollbringen, nur als ihre Schuldigkeit betrachten.

Ihm erwächst daraus um so mehr die Verpflichtung, solche Leistungen anzuerkennen und sich dankbar zu beweisen; denn es giebt sehr wenig Menschen auf Erden, die von sich in diesem höheren Sinne sagen können, daß sie ihre Schuldigkeit gethan! Ich bin aber ein sehr glücklicher König, denn ich sehe hier auf der Schwelle meiner neuen Zeit zwei Getreue, denen ich Dank zu zollen habe. Ihnen, mein lieber Graf, habe ich meinen schuldigen Tribut abgetragen. Man wird Ihnen das Grafendiplom ausfertigen und die Insignien unseres höchsten Hausordens vom schwarzen Adler übergeben. Sie werden nach wie vor die Geschäfte Ihres ressortirenden Ministeriums leiten. Jetzt aber sollen Sie ruhen, denn ich weiß, Sie haben in den letzten Nächten viel gewacht. Auf Wiedersehen, mein lieber Graf!

Und da Herzberg nun, nach einem letzten schmerzvollen Blick auf die königliche Leiche sich zurückzog, wandte der König Friedrich Wilhelm sich nun an den Kammerdiener Rietz, der bis jetzt gesenkten Hauptes da gestanden, um nicht in seinen Mienen seine Gleichgültigkeit und seine Neugierde lesen zu lassen.

Jetzt, mein lieber Rietz, sagte der König, ihm

seine Hand darreichend, jetzt zu Dir! Endlich kann ich Dich für Deine treuen Dienste belohnen! Ich ernenne Dich zum Tresorier meines Hauses und meiner Schatulle!*)

Ach, Majestät, mein geliebter gnädigster König, schluchzte Rietz, indem er seine dicken, wulstigen Lippen auf die Hand Friedrich Wilhelm's preßte, so viel Gnade und Huld! Ich habe ja das gar nicht verdient; aber ich danke aus inbrünstigem Herzen, und Eure Majestät werden stets Ihren treuesten und unterthänigsten Knecht an mir haben! Ach, was wird meine Frau sagen, und wie glücklich wird sie sein über diese neue Ehre und Huld, welche Eure Majestät mir erzeigen!

Der König zog mit einem leisen Beben die Hand zurück, und blickte fast scheu hinüber nach der Leiche, die so groß und still da lag, und sah nicht den raschen, lauernden Blitz, der aus den Augen des neuen Tresoriers über sein Antlitz hinschoß. Wenn die Leiche des großen Friedrich's sich nun plötzlich wieder belebt hätte, wenn diese geschlossenen Augen sich wieder geöffnet hätten, welch ein Blick würde es gewesen sein, den

*) Die eigenen Worte des Königs Friedrich Wilhelm II., gesprochen neben der Leiche Friedrich's.

Friedrich auf den frevelnden Kämmerer geschleudert hätte! Aber nein, selbst die Leiche eines Königs hört nicht mehr, und die geschlossenen Augen öffnen sich nicht wieder!

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Der König trat langsam zurück, aber seine Augen ruhten immer noch auf dem Antlitz mit den geschlossenen Augen, welche dennoch hineinschauten in sein Herz.

Rietz, man soll den Bildhauer aus Potsdam holen, daß er die Todtenmaske des Königs abnehme!

Zu Befehl, Majestät, es soll sogleich geschehen.

Er eilte nach der Thür hin, aber ein Wink seines königlichen Herrn hielt ihn zurück. Es grauete Friedrich Wilhelm, allein mit dem großen Todten und den weinenden Lakaien zu sein, allein mit der Leiche! Denn er wußte es wohl, die Leichen der Abgeschiedenen werden immer bewacht von den Geistern ihrer Ahnen, und über dieser Leiche schweben die Geister aller Derer, welche, da sie in Menschengestalt noch wandelten, dem Gestorbenen nahe gestanden in Liebe und Freundschat, in Haß und Feindschaft. Sie kämpfen um die Seele des Gestorbenen, die Geister seiner Freunde und seiner Feinde, sie kämpfen um

Friedrich's Seele, wie sie gekämpft haben um die Seele Mosis. Das hat erst jüngst der Geist des Philosophen Leibnitz ihm offenbart, den Bischofswerder und Wöllner heraufbeschworen hatten, damit er dem ungläubigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegenüber die Worte der beiden Gläubigen bekräftige!

Ja, über der Leiche kämpfen die feindlichen Geister um den Besitz ihrer Seele, und es ist unheimlich und entsetzlich, das zu wissen und allein zu bleiben mit der Leiche und den Geistern!

Rietz, mein Getreuer, bleibe! sagte der König fast ängstlich. Oder nein! Rufe mir den Oberstlieutenant Bischofswerder her.

Majestät, er ist in die Stadt geritten, um den jetzigen Herrn Kronprinzen zu benachrichtigen und hieher zu geleiten.

Und der Kammerrath Wöllner?

Majestät, ich habe einen Courier nach Berlin gesandt, um ihm den Tod zu melden und ihn hieher zu rufen.

Ach, mein lieber Rietz, welch ein getreuer und umsichtiger Diener Du bist, sagte Friedrich Wilhelm, ihm zunickend. Tritt mir voran und öffne die Thüren. Ich will in den Audienzsaal

gehen, denn es wird jetzt wohl schon dort der Hofstaat versammelt sein!

Er grüßte mit der Hand die königliche Leiche, neigte sich vor ihr, als trete er zurück von der Audienz, welche der große Friedrich ihm gegeben, und schritt rückwärts gehend aus dem Zimmer hinaus. Einen Moment war's nun still in dem Gemache des Todes, bis daß die Alkmene wieder hervorkroch unter dem Lehnstuhl und wieder ihr Klagegeheul anstimmte, in das die beiden Lakaien ihr Schluchzen und Weinen mischten.

2.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Während bei dem todten König nur ein paar arme Diener und ein treuer Hund zurückblieben, empfing der neue König in dem Audienzsaale die Glückwünsche seines Hofes und seiner Dienerschaft.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Da waren sie Alle, die Hofbeamten, die Minister; und jetzt kamen auch die Prinzen des königlichen Hauses nach und nach schon, von der Todesbotschaft aufgeschreckt, herbeigeeilt, um den neuen König zu begrüßen.

Der Kämmerer Rietz, welcher im Vorsaal geblieben, kam jetzt hereingeschlichen und trat zu dem König heran.

Majestät, Seine königliche Hoheit der Kronprinz nebst dem Prinzen Ludwig sind soeben

angelangt und fragen, ob Eure Majestät die Gnade haben wollen, ihre Glückwünsche in Empfang zu nehmen?

Führe die Prinzen in den Concertsaal, sagte der König. Ich werde sogleich dorthin kommen. Und der Obristlieutenant Bischofswerder?

Er ist mit dem Herrn Kronprinzen gekommen, Majestät.

Der König nickte freundlich. Es klang seinen Ohren doch wie eine angenehme Musik, das Lied von der Majestät, und die Trauerklänge um den Gestorbenen müssen verstummen vor dieser Musik!

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Der König grüßte mit einem freundlichen Kopfnicken und verließ den Audienzsaal, um den Kronprinzen und den Prinzen Ludwig zu begrüßen, die ihn im Concertsaal erwarteten.

Rietz öffnete ihm die Thüren und rief es laut in den Concertsaal hinein: Seine Majestät der König!

Die beiden Prinzen eilten ihrem Vater entgegen und küßten seine dargereichten Hände.

Ich erlaube mir, meinem gnädigsten Herrn Vater meinen ganz unterthänigsten Glückwunsch darzubringen, sagte der Kronprinz, in steifer declamatorischer Form streng nur die Worte wieder-

holend, welche der Hofmeister Behnisch ihm eingeübt hatte. Ich bitte Seine Majestät, mir Ihre Gnade zu erhalten, und überzeugt zu sein, daß ich stets der erste und gehorsamste Ihrer Unterthanen sein werde.

Der König blickte mit verdüstertem Gesicht auf den Prinzen, welcher dereinst sein Nachfolger sein sollte. Der Kronprinz! Es ist ein unangenehmes Wort das! Eine ewige düstere Mahnung an den eigenen Tod! Der Kronprinz, der nur darauf wartet, König zu sein, der wie der dunkle Schatten des Todes immer hinter dem König einherschreitet und ihn mahnt an die Vergänglichkeit. Es ist gewiß schwer, seinen Nachfolger, seinen Kronprinzen zu lieben, aber man verzeiht ihm sein Dasein, wenn er zum mindesten der Sohn einer geliebten Gemahlin ist, wenn man als Vater sein Kind liebt! Aber wenn der Kronprinz die Frucht einer unwillkommenen Convenienzehe ist, der Sohn einer aufgedrungenen Gemahlin! Wenn man einen andern Sohn besitzt, einen Sohn, dessen Mutter man geliebt hat, dem man seine ganze zärtliche Liebe zugewandt hat!

Ach, wie ganz anders würde dieser Sohn seinen Vater empfangen haben! Wie würde er ihm um den Hals geflogen sein, wie ihn geherzt

und geküßt haben! Oh, mein lieber Sohn Alexander, warum bist Du nicht mein Nachfolger! Warum mußt Du fern bleiben und darfst in dieser wichtigen und großen Stunde nicht an meiner Seite stehen! Aber das soll anders werden, ja gewiß ganz anders! Ich will meinen Alexander aus der Niedrigkeit und dem Dunkel hervorziehen; ich will es!

Nur einige kurze ceremonielle Worte hatte der König mit seinen beiden Söhnen gewechselt, mit frostiger Stimme hatte er die steife Gratulation des Kronprinzen erwidert, und für die verlegen gestotterten Worte des Prinzen Ludwig hatte er nur ein stummes Kopfnicken als Antwort gehabt.

Geht, meine Prinzen, sagte er jetzt, geht. Schaut Euch die Leiche Eures großen Oheims an und prägt Euch den Anblick tief in Eure Seele, damit Ihr ihn nie vergesset!

Ich werde den großen König nie vergessen, sagte der Kronprinz. Ueber sein offenes hübsches Gesicht flog jetzt ein schmerzliches Zucken, und seine Stimme war plötzlich so bewegt und weich, wie sein Vater es niemals sonst gehört. Nein, Majestät, ich werde den großen Friedrich niemals vergessen. Er war immer so gnädig

und gütig gegen mich, und erst neulich hat er zu mir so zärtlich und liebevoll gesprochen, wie ein gnädiger Vater, und das hat mir so wohl gethan, und mich so glücklich und stolz gemacht, daß ich mein ganzes Leben dafür dankbar sein werde.

Die Thränen, lange zurückgehalten, strömten jetzt aus den Augen des Kronprinzen über seine Wangen nieder, und da der junge Prinz Ludwig seinen Bruder weinen sah, begann auch er zu weinen und murmelte schluchzend: Er ist gegen mich auch immer sehr gnädig gewesen, der hochselige König.

Der König wandte sich ab. Diese Thränen seiner Söhne verletzten ihn. Wer weiß, ob sie so weinen werden, wenn ihr Vater, der König einst stirbt!

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Geht hin und zollt der Vergangenheit ein letztes Thränenopfer, meine Söhne, damit Ihr nachher desto freudiger der Gegenwart huldigen könnt!

Die beiden Prinzen machten ihrem Vater eine ceremonielle Verbeugung und gingen rückwärts, wie im militärischen Exercitium, durch das Zimmer zur Thüre hinaus.

Der König schauete ihnen mit düsteren Blicken nach. Steif wie Holz, und ungelenkig wie Drahtpuppen, seufzte er. Doch haben sie ein Herz, aber nicht für mich, nicht für ihren Vater! Rietz!

Der Kämmerer erschien sogleich in der Thür und erwartete mit demüthigem Lächeln die Befehle des Gebieters.

Rietz, gehe sogleich zu meinem lieben Sohn Alexander, und sage ihm, was hier geschehen ist! Er soll sich mit seinem Hofmeister Herrn von Chapuis sogleich nach Charlottenburg begeben und mich dort erwarten. Soll seiner Mutter sagen, daß ich heute Abend bei ihr den Thee nehmen will und daß sie mich gegen sechs Uhr erwarten darf.

Eure Majestät werden in Charlottenburg übernachten? fragte der Kämmerer mit dem unschuldigsten Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen.

Ich weiß nicht, erwiderte der König, ich werde vielleicht nach Berlin gehen, und —

Halten Eure Majestät es nicht vielleicht für nöthig, der verwittweten Gemahlin des hochseligen Königs eine Condolenz-Visite in Schönhausen zu machen?

Rietz hatte das ganz leise, kaum mit einer Bewegung seiner Lippen gesagt, aber das aufmerksame Ohr des Königs hatte die Worte doch verstanden, und sein Antlitz nahm einen strahlenden Ausdruck an.

Ja, Du mein Herzenskündiger und Freund, ich will nach Schönhausen gehen zur verwittweten Königin. Nimm Dir das schnellste Pferd aus meinem Marstall, mein Getreuer, reite hin, und künde meine Ankunft.

Nur der verwittweten Königin, Majestät? Niemand sonst?

Ein Lächeln flog über das Angesicht des Königs. Du fragst, als ob Du nicht die Antwort wüßtest! Nein, lasse Dich auch melden bei der Hofdame der verwittweten Königin, dem schönen Fräulein von Voß! Bringe ihr meine Grüße, bitte sie in meinem Namen, daß sie sich bereit halte, mich heute noch zu empfangen, denn ich habe ihr Vieles und Wichtiges zu sagen! Gehe, mein Vielgetreuer! Eile Dich!

Er hat ihr Vieles und Wichtiges zu sagen, murmelte Rietz zu sich selber, da er hinaus gegangen war, die Befehle des Königs zu vollführen. Als ob wir nicht Alle wüßten, was er dem schönen Fräulein zu sagen hat, als ob seine

Liebe zu ihr nicht ein lautes Geheimniß wäre, welches der ganze Hof, welches auch die Königin, seine Gemahlin, und die liebe Madame Rietz, meine Gemahlin kennt! Gut, ich geh' zum kleinen Alexander, und dann jage ich nach Schönhausen, und nachher geht's zur Madame Rietz nach Charlottenburg, um ihr Bericht abzustatten! Sie ist immer sehr freigebig, meine Frau Gemahlin, und ich kann so sehr viel Geld gebrauchen! Das Leben ist ein so lustiges und angenehmes Ding, wenn man Geld hat! Und es ist ganz gleichgültig, wer man ist, und was man ist. Wenn man nur immer Geld, recht viel Geld in seinem Beutel hat, dann ist man doch ein vornehmer Mann, und alle Menschen haben Respect vor Einem. Darum ist die Hauptsache für mich, reich zu werden, denn dem Reichen gehört die Welt, und ich möchte gern, daß sie mir gehört. Oh, ich werde meine Zeit gut benutzen, und diejenigen, welche glauben, daß ich von ihren glatten Schmeichelworten mich bethören lasse, und aus großer Herzensgüte ihr Fürsprecher beim König sein werde, die sollen sich, weiß Gott, sehr geirrt haben. Bezahlen, meine Herrschaften, bezahlen Sie, dann können Sie die Fürsprache des mächtigen Herrn Treso=

riers Rietz haben, aber umsonst nicht! Umsonst ist nur der Tod! — Nein, ich irrte mich, sagte er, indem er still stand, und mit einem grinsenden Lächeln der Compagnie Grenadiere nachschauete, welche eben die Allee zu dem Schlosse hinauf marschirte, um die Ehrenwache bei der Leiche des Königs anzutreten, nein, auch der Tod ist nicht umsonst. Das Leichenbegängniß kostet viel Geld. —

Die Grenadiere zogen vorüber, und das gedämpfte Wirbeln ihrer schwarzbeflorten Trommeln verhallte, während der Wind von Potsdam herüber das Wimmern und Läuten der Glocken wehte, welche der erwachenden Stadt den Tod ihres Königs meldeten. Rietz eilte von dannen, um den Sohn des Königs nach Charlottenburg zu senden zu der alten Geliebten des Königs und dann nach Schönhausen zu reiten, um der neuen Geliebten des Königs die Liebesgrüße Friedrich Wilhelm's zu bringen! —

Im Sterbezimmer Friedrich's war es noch immer still und öde, kein Laut unterbrach das feierliche Schweigen. Einmal war Strützki auf den Zehen hinausgeschlichen, um von der Terrasse ein paar Zweige von dem Fliederbaum zu holen und damit die Fliegen von dem stillen Antlitz

des todten Königs zu verjagen. Nun standen die beiden Lakaien zu beiden Seiten des Fauteuils mit den grünen Zweigen und wehten damit sanft über das bleiche Wachsbild hin, und verscheuchten das dreiste Gewürm, welches es wagen wollte, dieses Antlitz zu berühren, weil es der Tod mit seiner Bildnerhand zu Stein gemeißelt hatte. Man hörte nichts als das leise Geraschel der Blätterwedel und das Summen der Fliegen, die immer wieder herbeikamen, als möchten sie der Menschen spotten, die ihnen verwehren wollten, in Besitz zu nehmen, was doch ihr Eigenthum war.

Da that sich die Thüre leise auf, die beiden jungen Prinzen schlichen herein, und vorsichtig, als fürchteten sie ihn zu wecken, zu dem Lehnstuhl heran, auf welchem Friedrich lag.

Der Kronprinz schaute lange und still auf den todten König hin, und ein heiliger und tiefer Ernst sprach aus seinen Zügen. Tretet ein wenig bei Seite, Lakaien, sagte er gebieterisch, und auch Du, mein Bruder, laß mich einen Augenblick allein. Ich habe der Majestät hier noch ein Wort zu sagen!

Die Lakaien zogen sich bis an die Thür zurück, Prinz Ludwig trat an den Schreibtisch in

der entferntesten Fensternische, und der junge, sechszehnjährige Kronprinz war nun allein mit dem stillen, unsterblichen König.

Er kniete nieder vor der Leiche und faßte die kalte Hand des Todten, und schaute ihm mit einem wunderbaren Ausdruck von Ernst und Entschlossenheit in das unbewegliche Angesicht.

Mein lieber, großer Oheim und Herr, flüsterte er, ich schwöre Dir, daß ich mich bemühen will, alles das zu thun, was Du mir neulich gesagt hast, und stets danach zu trachten, Deinem großen Angedenken Ehre zu machen. Ich schwöre Dir, daß ich dereinst ein guter König sein und mich bemühen will, mir die Liebe des Volkes zu verdienen. Mein lieber Oheim und Herr, ich habe ein Geheimniß auf dem Herzen, und das muß ich Dir sagen, ehe Du in die Gruft hinunter steigst, denn mir scheint, Du mußt es wissen, und Du wirst ruhiger schlafen, wenn ich Dir mein Geheimniß gesagt habe: Ich hasse die Madame Rietz und ihren Mann, und wenn ich einmal König werde, und die Madame Rietz lebt dann noch, so werde ich sie bestrafen für ihre Verbrechen, und werde sie bezahlen lassen für alle die Thränen, welche sie meiner lieben Frau Mutter gekostet hat. Es weiß es Niemand auf

der Welt, daß ich mir das vorgenommen habe, Niemand außer meiner Frau Mutter, die mir neulich erzählt hat, was die Madame Rietz ihr für Kummer gemacht hat, und ich war damals so zornig, daß ich gleich hätte hingehen und sie tödten mögen. Aber meine Frau Mutter ermahnte mich zur Ruhe und Geduld, und ich hab's ihr versprochen, daß ich schweigen und still sein will. Doch wenn ich einst König bin, dann schweige ich nicht mehr, und dann soll für diese Person der Tag des Gerichts und der Strafe kommen. Das schwöre ich auch Dir, mein lieber, großer Oheim und Herr, und das ist das Geheimniß, welches ich Dir mitgeben wollte in die Todtengruft. Ja, Friedrich, ich werde dereinst meine Mutter rächen! Lebe wohl, mein König, und schlafe in Frieden, oder — Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und wie er aufschauete, sah er neben sich die schlanke, hochgewachsene Gestalt seines jungen Vetters, des Prinzen Louis, der unbemerkt von dem Kronprinzen eingetreten war und sich ihm genähert hatte.

Ich gratulire Dir, Cousin, sagte der Prinz feierlich, ich bitte um Deine fernere Gnade, Herr Kronprinz von Preußen. Seine Majestät der König schickt mich hierher, daß ich der königlichen

Leiche und dem Kronprinzen meinen schuldigen Respect vermelde, und letzteres will ich nun zuerst und vor allen Dingen thun.

Nein, sagte Friedrich Wilhelm, der langsam aufgestanden war, nein, das thue nicht, Cousin Louis. Ich bin doch nichts Anderes und nichts Besseres geworden dadurch, daß unser große König gestorben ist.

Aber 'was Mächtigeres, sagte der Prinz, sich verbeugend, Du bist Kronprinz, und man muß jetzt einen ungeheuern Respect vor Dir haben! Oh, sieh mich nicht so ernst und zürnend an, Cousin. Du denkst, ich sei gleichgültig und kalt; aber nein, nein, ich habe mir nur vorgenommen, nicht zu weinen bei der Leiche unsers lieben Oheims. Meine Frau Mutter sagt, wenn man eine Thräne auf das Angesicht eines Todten fallen läßt, so muß man auch bald sterben, denn die Thräne zieht uns hinunter zu dem Todten. Und doch, Friedrich, wenn ich bedenke, daß der gute Oheim todt ist, der immer so gnädig und freundlich zu mir war, und welcher unser Ruhm und unsere Ehre war, dann kann ich nicht anders, dann muß ich doch weinen, trotz meiner Frau Mutter! Ach, Du großer Friedrich, warum bist Du nicht ein paar Jahre noch auf der Welt

geblieben, nur so lange noch, bis Dein stolzes Auge gesehen hätte, daß ein tüchtiger Prinz und ein tapferer Soldat geworden wäre aus dem dnmmen Jungen, der ich jetzt noch bin!

Aber Cousin, flüsterte der Kronprinz, wie kann man nur so despectirlich von sich selber sprechen und seiner Ehre als Prinz so sehr vergessen!

Ach, ein Prinz ist nichts Besseres, als jeder andere Mensch, sagte Prinz Louis achselzuckend, und wenn ich auch den ungeheuersten Respect vor Deiner Herrlichkeit habe, Herr Kronprinz, so habe ich doch gar keinen Respect vor meinem kleinen Prinzenthum, besonders in diesem Augenblick, wo ich sehe, daß selbst der große Friedrich, der große Held und König, nur ein Mensch war und sterben mußte. Ach, Friedrich, ach, mein theurer Oheim, warum mußtest Du denn schon sterben! Du warst ja noch nicht so alt! Kaum vierundsiebenzig Jahre, und es giebt doch so Viele, die älter sind als Du! Neulich, da ich hierher kam, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen, da saß am Eingang in den Park ein alter Mann und wärmte sich in der heißen Sonne, und hatte die Hände gefaltet und betete laut. Ich trat zu ihm und reichte ihm ein Geldstück

dar. Er nahm's aber nicht, und ich fragte ihn, was er bete und bitte, da er doch kein Geld haben wolle. „Ich bete und bitte für den kranken König," sagte er, „ich bete und bitte zu den Sonnenstrahlen, daß sie den Kranken wärmen und erquicken und ihm neue Lebenskraft bringen mögen. Er ist noch so jung, der König, er kann noch so lange leben, denn ich war schon als Schildwache dabei, als er getauft wurde, der große König, und nun sagen sie, daß er schon sterben muß. Das ängstigt mich. Denn wenn ein so junger Herr schon sterben muß, dann wird an mich Alten wohl auch bald die Reihe kommen, und ich möchte so gern noch ein bischen leben und in der Sonne sitzen!" Und er sitzt noch in der Sonne, der alte Mann von neunzig Jahren, und Du hast doch schon sterben müssen, großer Friedrich! Bist hinauf gegangen zur Sonne, und wir krabbeln hier unten im Schatten, und sehnen uns nach Dir, und weinen um Dich, und —

Still, Cousin, still! murmelte der Kronprinz. Sieh nur, da kommen Leute! Der Bildhauer, der die Todtenmaske abnehmen soll! Komm, laß uns hinausgehen! Komm!

Er wollte die Hand des Prinzen Louis nehmen und ihn fortführen. Dieser aber wehrte ihn

sanft zurück, und kniete vor der Leiche nieder und küßte die kalte Hand, welche noch jüngst so freundlich seine Wange gestreichelt. Denn Friedrich hatte den Prinzen Louis, den Sohn seines Bruders Ferdinand, immer sehr lieb gehabt und hatte oft ihm prophezeit, daß etwas Großes und Tüchtiges aus ihm werden würde.

Der junge Prinz dachte daran, als er jetzt die Leichenhand an seine Lippen drückte zum letzten Lebewohl. Ich schwöre es Dir, mein großer Oheim und König, flüsterte er, ich will mir alle Mühe geben, daß Deine Prophezeiung sich erfülle, daß etwas Rechtes und Tüchtiges aus mir werde, und daß ich dem Namen Ehre mache, welchen ich trage. Dieser Kuß, den ich jetzt auf Deine Hand drücke, der sei das Siegel meines Schwurs und mein letzter Liebesgruß!

Er stand auf, und seine großen dunklen Augen hefteten sich mit einem langen, zärtlichen Blick auf die Leiche. Ach, seufzte er, warum bin ich kein Maler oder Zeichner, daß ich mir diesen Anblick festhalten könnte!

Du bringst mich auf einen guten Gedanken, rief der Kronprinz lebhaft. Ich bin zwar kein Maler, aber ich verstehe doch ein bischen zu zeichnen, und ich will mir ein Andenken an diesen

Tag erwerben. Ich bitte Sie, Herr Bildhauer Eckstein, warten Sie noch eine Viertelstunde, damit ich mir eine Zeichnung machen kann von dem hochseligen König!

Der Bildhauer, welcher schon mit seinem Gefäß voll Gyps sich der Leiche genähert hatte, trat mit ehrerbietiger Verneigung wieder zurück, der junge Prinz Ludwig, der Bruder des Kronprinzen, nahm von dem Schreibtische des Königs einen Crayon und ein Blatt Papier, und reichte es dem Kronprinzen. Dieser begann nun mit eiligen, raschen Strichen sich eine Zeichnung zu entwerfen.*) Neben ihm stand sein Bruder und schaute ihm zu; hinter dem Lehnstuhl die beiden Lakaien mit den wedelnden Zweigen, und unter dem Fauteuil hervor schauete der spitze gelbe Kopf der Alkmene, während der Bildhauer Eckstein ehrerbietig an das äußerste Ende des Gemachs sich zurückgezogen hatte. Der Prinz Louis aber war leise von dannen geschlichen in das anstoßende Gemach,

*) Diese Zeichnung, welche der Kronprinz von der Leiche Friedrich's des Großen entworfen, ließ er nachher in Glas und Rahmen fassen. Sie hing noch viele Jahre später in seinem Wohnzimmer mit der eigenhändigen Unterschrift: „Dieses habe ich den 17. August 1786 des Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr selbst gezeichnet.“

in das sogenannte Concertzimmer, wo die Instrumente standen, die Flöten und Violinen in ihren Kästen, das Spinet, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, welches der König so oft mit seinen Händen berührt hatte.

Im Sterbezimmer war's nun wieder still und feierlich, kein Laut unterbrach das Schweigen. Die Leiche lag so starr und groß und erhaben da in ihrer gedoppelten Majestät des Todes und des Ruhmes, und der Kronprinz zeichnete eifrig und mit raschen Strichen, als plötzlich die Stille durch eine leise, wehmüthige Musik unterbrochen ward. Aus dem Musikzimmer kamen diese Töne, und das stille Gemach des Todes erfüllten sie wie mit melodischen Seufzern und harmonischen Klagen.

Die Alkmene kroch unter dem Fauteuil hervor und ging langsam in das anstoßende Gemach, als wolle sie sehen, ob ihr Gebieter, dessen Stimme sie seit gestern nicht mehr vernommen, sie vom Clavier her zu sich gerufen. Sie kehrte aber bald mit hängendem Schweife wieder zu der Leiche zurück, als sie gesehen hatte, daß es nicht ihr Herr war, welcher da am offenen Spinet saß und ihm solche klagende Musik entlockte.

Nein, nicht der König, sondern sein Neffe

Louis war's, der auf dem Clavier das Klagelied um den großen Todten ertönen ließ, und die Thränen flossen ihm dabei aus den großen schwarzen Augen über das schöne, jugendkräftige Antlitz nieder. Vielleicht war's unpassend, daß er die Stille dieser geheiligten Gemächer störte, aber was kümmerte das ihn, den jungen Prinzen. Er dachte nur, daß er dem Heimgegangenen das letzte Todtenopfer seiner Liebe darbringen wolle, und Niemand war da, der ihn hindern konnte. Die Etiquette hatte nichts mehr zu schaffen mit dem todten König, sie weilte drüben in dem Audienzsaal bei dem lebendigen König. Da war's feierlich und ceremoniell, da neigten sich die besternten Excellenzen und die goldgestickten Uniformen, da murmelte man respectvolle Glückwünsche und empfing huldvolles Lächeln von königlichen Lippen.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

3.

Die Günstlinge.

Der König Friedrich Wilhelm trat zurück in das kleine Audienzzimmer und winkte seinen beiden Freunden Bischofswerder und Wöllner, ihm zu folgen!

Er umarmte seinen Intimus Bischofswerder, und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Mein Freund, Sie dürfen mich niemals verlassen und nie auf anderen Wegen gehen, als an meiner Seite.

Hinter meinem königlichen Herrn, sagte Bischofswerder, sich tief verneigend, hinter Eurer Majestät, wie der treue Hund, der auf Schritt und Tritt seinem Herrn folgt, und nichts weiter verlangt, nichts weiter, als daß er zuweilen ihn zu sich ruft und mit einem freundlichen Blick ihn begnadigt.

Ich kenne Sie, mein Freund, sagte der König, ich weiß, daß Sie uneigennützig und ohne Ehrgeiz sind, und daß die Dinge dieser Welt für Ihren erleuchteten und edlen Geist wenig Bedeutung haben. Es sei meine Aufgabe, für Ihr irdisches Wohlergehen Sorge zu tragen, so wie Sie die Sorge für mein geistiges Wohlergehen übernommen haben. Mein lieber Bischofswerder, ich ernenne Sie zum Obristen, und dies soll nur die Stufe sein, welche Sie rasch zum General befördert, denn Sie sind tapfer und heldenkühn, nicht blos den sichtbaren Menschen, sondern auch den unsichtbaren Geistern gegenüber, und es ist meine heilige Pflicht, den Tapfern zu belohnen.

Majestät, der einzige Lohn, den ich begehre, ist Ihre Huld, sagte Bischofswerder sanft. Ich wünsche und erflehe nichts weiter, und Alles, was die königliche Gnade an Ehren und Würden über mich ausströmt, ängstigt mich nur als etwas Unverdientes, als ein strahlendes Licht, das mein geringes Verdienst nur noch heller beleuchtet, und meine Unwürdigkeit desto deutlicher zeigt vor aller Welt. Dennoch nehme ich die Rangerhöhung, welche die Huld meines Königs mir gewährt, mit ehrerbietigem Dank an, obwohl ich sie lieber ablehnen und still im Dunkeln, unter

dem Schatten des Thrones stehen möchte. Aber ich darf es nicht, denn ein Höherer hat mir befohlen, mich zu unterwerfen der königlichen Gnade, und ich muß gehorchen.

Ein Höherer? fragte der König. Wer ist es? Wer außer mir hat jetzt noch hier zu befehlen?

Majestät, die Geister der großen Todten! Majestät, die Unsichtbaren, deren Herrschaft größer ist als die aller Sichtbaren, wie große und mächtige Könige sie immer sein mögen!

Der König, der mit stolzem Blick und erhobenem Haupte so gefragt hatte, nahm jetzt plötzlich eine demüthige, zerknirschte Miene an, senkte sein Haupt und faltete die Hände fromm ineinander. Ich bin ein Sünder, ein Verbrecher, murmelte er. In dem Stolz und Hochmuth meiner neuen Würde vergaß ich der Höheren, und das kleine sichtbare Geschöpf wollte sich vermessen, den Unsichtbaren gleich zu sein! Ich gehe in mich, ich bereue, und flehe um Erbarmen, und unterwerfe mich den Befehlen der Höheren. Sie haben also wieder zu Ihnen gesprochen, die Höheren? Sie haben Ihnen ihren Willen verkündet?

Majestät, sagte Bischofswerder mit geheim-

nißvollem Flüstern, diese Nacht, da ich schlafend auf meinem Bette lag, erwachte ich plötzlich von einer wunderbaren Helle, und ich fuhr empor, denn ich glaubte, es sei Feuer ausgebrochen und mein Bett stände in Flammen. Aber ich fühlte mich sanft wieder niedergedrückt, und ich sah jetzt, daß diese Helle, die mich erschreckt hatte, ausströmte von einem Haupte, das mitten aus der Dunkelheit der Nacht hervorstrahlte, und dessen Augen wie zwei himmlische Sterne leuchteten. Diese Augen strahlten mich an mit sanfter Zärtlichkeit, und mit einem himmlischen Lächeln um den Mund sprach die Erscheinung zu mir: „Dein Herz ist demüthig und Dein Sinn ist einfach, Du begehrest nicht nach irdischen Ehren, und Glanz und Reichthum reizen Dich nicht. Aber ich gebiete Dir, aus Deiner Demuth Dich aufzurichten und den irdischen Ehren Dich nicht zu entziehen. Denn diejenigen, welche die Unsichtbaren lieben, sollen auch von den Sichtbaren anerkannt und erhoben werden, und ihre Gnade soll offenbar werden vor den Menschen. Du wirst morgen eine Stufe erhöht werden, und übermorgen noch eine, und Du sollst annehmen, was Dein König Dir bietet. Die Unsichtbaren wollen es so." Und als das wunderbare Haupt

so gesprochen, verschwand es, und Dunkelheit und Nacht war es wieder um mich her. Ich aber zündete mir Licht an, und damit ich am andern Morgen ein sichtbares Zeichen habe, daß dies Alles kein Traum gewesen, schrieb ich die letzten Worte, welche der Geist zu mir gesprochen, auf ein Blatt Papier, und schrieb die Stunde dabei, in welcher es geschehen war. Majestät, ich habe das Papier mitgebracht, um es meinem Könige zu zeigen. Hier ist es!

Der König nahm das Papier, welches Bischofswerder ihm darreichte, und mit halblauter Stimme las er: „Du wirst morgen eine Stufe erhöht werden, und übermorgen noch eine, und Du sollst annehmen, was Dein König Dir bietet. Die Unsichtbaren wollen es so. Befehl des leuchtenden Geistes, ertheilt in der Nacht vom sechszehnten auf den siebenzehnten August um zwei Uhr zwanzig Minuten."

Die Stunde und Zeit, in welcher der König gestorben ist, rief Friedrich Wilhelm erstaunt. Die Stunde, in welcher auch ich so plötzlich erwachte. Wunderbar, höchst wunderbar in der That!

Majestät, für den Schauenden giebt es kein Wunder, sagte Bischofswerder ruhig; Eure Majestät gehören zu den Schauenden.

Aber nur zu den Schauenden erst der geringsten Grade, seufzte der König. Ich tappe noch in der Dämmerung, und mein Auge wird noch immer geblendet von dem Glanze der Unsichtbaren.

Eure Majestät werden vorwärts schreiten zur Urhelle und zum Licht, und wenn die Unsichtbaren es mir gestatten wollen, Eure Majestät zu geleiten in den heiligen Tempel der Erkenntniß, so wird das für mich die höchste Erdenseligkeit und Geisterwonne sein!

Ja, rief der König entzückt, ja, mein Freund, Sie sollen mich geleiten, und an der Hand des Erleuchteten werde ich sicher wandeln durch die schlüpfrigen Bahnen des Lebens. Ich werde von nun an über nichts mehr staunen, denn dieses Papier, welches ich in Händen halte, ist ein Wunder, eine sichtbare Verkündigung, daß die Unsichtbaren uns nahe sind und von allen Dingen wissen. In derselben Minute, als der König Friedrich starb, erwachte ich mit einem Schrei, und kündete Ihnen der Geist, daß Sie erhöht werden sollten von Ihrem König, von mir, der ich es in jenem Momente geworden war! Ich bitte Sie, mein Freund, lassen Sie mir dieses

Papier, dieses greifbare Zeichen von der Nähe der Unsichtbaren!

Bischofswerder verneigte sich. Alles, was die Hand des Königs berührt, weihet der König damit zu seinem Eigenthum, und so bin Ich sein, und so ist Alles sein Eigenthum, was mir gehört!

Ich danke Ihnen, Obrist, ich danke Ihnen! Steigen Sie die Stufe hinauf, welche dieser Morgen Ihnen bietet, und lassen Sie es meine Sorge sein, daß auch das Uebermorgen schnell herbeikommt. Und jetzt, fuhr der König fort, indem er sich an Wöllner wandte, welcher während der Unterredung des Königs und Bischofswerder's mit gefaltenen Händen und gesenktem Haupte dagestanden hatte, jetzt zu Ihnen, Herr Kammerrath Wöllner. Auch Ihnen bin ich zu Dank und Anerkennung verpflichtet.

Zu größerem Dank und höherer Anerkennung, als mir armem Unwürdigen, rief Bischofswerder. Denn Chrysophorus, der Lichtumflossene, gehört zu den Auserwählten, und ist der Liebling der Unsichtbaren. Wenn Eure Majestät das Füllhorn Ihrer Gnade ausgießen über Chrysophorus, so geht kein Tropfen davon ver-

loren, sondern Alles fällt auf guten und fruchtbaren Boden der Erkenntniß.

Der König nickte dem uneigennützigen, edlen Freunde lächelnd zu, und legte dann seine Hand sanft auf Wöllner's Schulter.

So will ich mich auf Sie stützen, Wöllner, sagte er, und wie ich meine rechte Hand jetzt auf Sie lege, so will ich Sie machen zu meiner rechten Hand, wie ich Bischofswerder mache zu meinem Kopf, der für mich denkt. Ihr Beide sollt sein mein Kopf und meine Hand.

Aber Ihr Herz? Majestät, fragte Wöllner mit seiner ernsten, feierlichen Stimme. Ihr Herz, das müssen Sie selber sein, und kein anderes menschliches Wesen darf Ihr Herz sein, nur der König selber.

Friedrich Wilhelm lächelte. Mein Herz, das bin ich, sagte er, ich der König, aber auch ich, der Mann, und wenn ich Kopf und Hand walten lasse, so mögen diese mir auch gestatten, mein Herz walten zu lassen, wie ich will und kann! Herr Kammerrath Wöllner, haben Ihnen die Unsichtbaren nichts gekündet, und haben Sie allein diese Nacht in ruhigem Schlafe hingebracht?

Ja, Majestät, erwiderte Wöllner mit zerknirschter Miene, ich habe keine Botschaft von

den Unsichtbaren erhalten, und ich muß der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß ich selten so friedlich und ungestört geschlafen habe, wie diese Nacht.

Er schlief den Schlaf des Gerechten, sagte Bischofswerder, und die Geister hielten Wache an der Thür unseres Chrysophorus.

So künde ich Ihnen, was die Geister Ihnen nicht gekündet haben, rief der König lebhaft. Wöllner, ich ernenne Sie zum Geheimen Ober-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Oh, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblitzen seiner kleinen grauen Augen, oh, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht werth und würdig, und diese Gnade geht weit hinaus über mein Verdienst. Aber dennoch, trotzdem daß nun die Huld meines Königs mich so hoch erhoben und geehrt hat, dennoch möchte ich es wagen, in dieser Stunde an Eure Majestät eine Bitte zu richten, eine Bitte, die ich indessen nicht aus eigenem kühnen Begehren, sondern im Befehl und Auftrage der Unsichtbaren auszusprechen wagen möchte. Denn nicht irdisch ist mein Wol-

len, und nur was die Geister mir künden, das muß ich thun!

Sagen Sie mir Ihre Bitte, theurer Geheimer Ober-Finanzrath, lächelte der König. Ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß die erste Bitte, welche Sie an mich richten, erfüllt werden soll.

Oh Majestät, dann heißt meine Bitte nur: Erhalten Sie mir, so lange ich lebe, Ihre Gnade, Ihr Vertrauen und Ihre Hochachtung!

Dieses verspreche und schwöre ich Ihnen, sagte der König, und ich würde es auch haben thun müssen, ohne daß Sie mich darum gebeten hätten, denn es ist selbstverständlich. Wir können dies also nicht annehmen als Ihre Bitte, der wir Gewährung verheißen haben! Sprechen Sie also, Wöllner, nennen Sie mir Ihre andere Bitte.

Nun denn, Majestät, so bitte ich denn, daß Eure Majestät mich gnädigst damit beauftragen wollen, die Papiere des Königs Friedrich zu ordnen, und seinen literarischen Nachlaß zum Druck zu befördern.

Ich beauftrage Sie nicht allein damit, sagte der König, sondern, auf daß Sie ganz unbehindert sind und ganz frei schalten und walten mö-

gen, schenke ich Ihnen diese Papiere zu freiem Eigenthum. Sie mögen davon drucken lassen oder unterdrücken, was Ihnen beliebt. Nur diese Eine Bedingung stelle ich Ihnen, daß Sie die Handschriften, Manuscripte und Papiere des Königs, wenn Sie dieselben durchgesehen und davon nach Ihrer Einsicht und Erkenntniß haben drucken lassen, nicht vernichten, sondern alle diese Papiere nach gemachtem Gebrauche wieder abliefern an das königliche Geheime Archiv, in welchem diese Papiere sollen aufbewahrt werden.

Ich werde diesem Befehle pünktlich nachkommen, sagte Wöllner ehrerbietig, und damit darüber kein Zweifel obwalten könne, ersuche ich Eure Majestät um die Gnade: durch einen gnädigen schriftlichen Befehl anzuordnen, daß die Papiere, Briefe und Manuscripte des verstorbenen Königs (den ich leider nicht den seligen König nennen darf, denn er hat gelebt in Unglauben und Finsterniß), daß diese Papiere von den beiden geheimen Cabinetsräthen des Königs mir so übergeben werden sollen, daß sie dieselben mir blattweise zuzählen, und ich ihnen nach Empfang einen Schein als Quittung ausstelle, in welchem ich mich verpflichte, alle mir zugezählten Papiere wieder getreulich und dank=

barlichst abzuliefern. Ich werde mich auch sicherlich beeilen, dies zu thun, denn die Unsichtbaren haben mir befohlen, nicht zu zögern, sondern rasch und schnell das große Werk zu vollenden, welches sie mir geboten haben.

Und ist es Ihnen gestattet, mein Freund, mich wissen zu lassen, worin dieses große Werk besteht? fragte der König.

Ja, Majestät, es ist mir gestattet, mehr noch, es ist mir befohlen! Ich soll es Eurer Majestät sagen und mittheilen, zu welchen Zwecken ich mir die Manuscripte und Papiere des verstorbenen Königs erbitte, und weshalb ich dieselben will drucken lassen! Es soll dies geschehen, damit den Unterthanen Eurer Majestät die Augen geöffnet werden, und sie erkennen mögen, daß derjenige, welchen die Freigeister und Ungläubigen einen Aufgeklärten nannten, ein Verspötter aller Religion, ein Gottesleugner, dem nichts heilig war, der über Alles höhnte und spottete, und der nur fröhnte der eigenen Selbstvergötterung, dem Götzen des Ruhmes und der heidnischen Poesie allein Ehrfurcht und Anerkennung darbrachte. Es ist mir von den Unsichtbaren befohlen worden, der Welt zu entschleiern den Spöttergeist des ungläubigen Königs, und ihr darzuthun, daß ein

solcher spottender Geist nimmermehr in das Himmelreich gelangen und der Seligkeit theilhaftig werden kann. Hören Sie, mein theurer König und Herr, fuhr Wöllner mit erhobener Stimme fort, da eben die Stille da außen durch das dumpfe Trommelwirbeln der heranziehenden Truppen unterbrochen ward, hören Sie diese Trommeln, welche das Aufgehen eines neuen Tages verkünden! Gesegnet sei dieser Tag, welcher Millionen irregeleiteter Menschen einen Führer und Lenker giebt, der sie zurückführen soll auf die rechten Pfade, und das heilige Kreuz wieder aufrichten soll, welches sein Vorgänger unter den Staub seiner Füße getreten hat. Friedrich Wilhelm, Heil Deinem Volke, daß Du gekommen bist, die Kirche Gottes wieder aufzubauen, und das Reich der Geister wieder zu erneuern. Heil Dir, dem Liebling der Unsichtbaren, Heil Friedrich Wilhelm!

Und mit begeistertem Ruf stimmte auch Bischofswerder nun ein und wiederholte die Worte: Heil Dir, dem Liebling der Unsichtbaren, Heil Friedrich Wilhelm!

Der König hatte mit gesenktem Haupt und niedergeschlagenen Augen der Rede Wöllner's zugehört, und die freudigen Zurufe seiner beiden

Getreuen schienen ihn nur mit Unruhe und Angst zu erfüllen.

Ich bin ein Unwürdiger, ein Sünder, murmelte er mit zerknirschter Stimme, und wenn Ihr Euch nicht meiner erbarmt, und Fürbitte für mich thut bei den Unsichtbaren, so bin ich ein verlorèner, dem Verderben verfallener Mann. Ich flehe aber zu Euch Beiden, daß Ihr mir die Hand reichet und mir beistehet, damit ich nicht falle und zu Grunde gehe.

Die Unsichtbaren haben uns geboten, an Deiner Seite zu stehen und Dir unser Leben zu weihen, sagte Wöllner feierlich.

Und hätten sie dies auch nicht gethan, rief Bischofswerder zärtlich, so würde doch mein Herz mir dasselbe gebieten, denn mein Herz gehört ganz und gar meinem König, und ist bereit, sein Blut tropfenweise für ihn hinzugeben. So sprechen Sie nun, mein König, was sollen wir thun, und wessen bedürfen Eurer Majestät zu Ihrem Seelenfrieden?

Sage, zu meinem Herzensfrieden, mein Getreuer, rief der König, denn mein Herz ist es, welches seinen Frieden verloren hat. Ich liebe! Liebe mit glühender Leidenschaft, und doch habe ich in der heiligen Loge der Unsichtbaren ge=

schworen, daß mein Leben der Tugend und Ehrbarkeit geweiht sein soll. Oh, sagt mir, sagt mir, meine Freunde, wie kann ich nun meinem Gelöbniß folgen, ohne meinem Herzen den Todesstoß zu geben! Lasset mich nicht in Verzweiflung und Schmerzen versinken, sondern erbarmt Euch meiner Noth. Ich fühle mich krank und elend, die Qual der Liebe, die Kämpfe mit meinen Pflichten rauben mir alle Kraft und allen Muth. Oh, stehet mir bei und helfet mir! Sie, mein Freund Bischofswerder, geben Sie mir noch einmal von dem Elixir des Lebens, welches der große Wunderthäter Cagliostro Ihnen anvertraut hat, geben Sie mir Gesundheit, Leben und Freudigkeit wieder!

Eure Majestät wissen wohl, erwiderte Bischofswerder, daß ich Ihnen bis auf den letzten Tropfen dieses kostbare Elixir gab, welches der große Magier mir geschenkt, damit ich dereinst, in der Stunde meines Todes, mir daraus neues Leben und neue Gesundheit trinken sollte. Ich habe freudig mich selber dem Tode überantwortet, um meinem Herrn und König neue Lebenskraft zu geben, und ich muß nun mit tiefem Schmerz erfahren, daß es nicht ausgereicht hat, um seinen Zweck zu erfüllen. Aber was ich nimmer und

nimmermehr für mich selber thun möchte, das werde ich für meinen König thun! Ich werde flehen zu den Unsichtbaren um das Geheimniß der Bereitung dieses Lebenselixirs, ich werde mit aller Kraft meiner Seele mich mit meinen Gedanken an den Magus wenden und ihn beschwören, mir zu erscheinen und mich zu unterweisen, wie ich für meinen König und Herrn das Elixir des Lebens zu bereiten habe.

Ach, seufzte der König traurig, wenn es darauf ankommt, daß der Magus persönlich hier erscheine, um Ihnen sein Wundergeheimniß mitzutheilen, so wird mein Lebenswunsch wohl unerfüllt bleiben. Denn Cagliostro befindet sich, wie mir unser Gesandte auf meine Anfrage gestern gemeldet hat, in London, und aus ganz Europa strömen die Gläubigen dorthin, um den erhabenen Dulder zu sehen, der in Frankreich wegen der unseligen Halsbandgeschichte im Kerker geschmachtet hat, bis daß seine Unschuld erkannt und ihm die Freiheit wiedergegeben wurde. Aber unter der Bedingung, daß er sofort Frankreich verlasse und nimmer die Grenzen des Reiches wieder überschreite. Cagliostro hat sich also nach London begeben und empfängt dort die Huldigungen seiner Verehrer, und gedenkt dort zu bleiben, wie

er unserem Gesandten persönlich mitgetheilt hat. Wie sollten also Ihre Bitten und Gebete im Stande sein, aus so weiter Ferne den großen Magus hierher zu rufen. Sein erhabener Geist ist an den Körper gebunden und muß den Gesetzen der Endlichkeit sich unterwerfen.

Nein, mein König, erwiderte Bischofswerder ruhig, die Gesetze der Endlichkeit haben keine Gültigkeit für den erhabenen Magus Cagliostro. Er gebietet mit der Wunderkraft seines Geistes seinem Körper, und er muß dem gehorchen, was der Geist begehrt von dem Körper. Ich lese in Ihrer Seele, daß Sie zweifeln, mein König, und daß Sie nicht glauben mögen an die Herrschaft des Geistes. Aber ich will, daß Eure Majestät glauben und zur Erkenntniß kommen, denn nur darin ist für Sie wie für uns Alle das Heil und die ewige Gesundheit zu finden. Ich werde in der kommenden Nacht die Unsichtbaren beschwören, und wenn mein Gebet Erhörung findet, so wird der Magus des Nordens in dieser selben Nacht noch hier unter uns erscheinen, um mein Flehen zu erhören.

Wenn das geschieht, rief der König, so bin ich auf ewig zum Glauben und zur Erkenntniß bekehrt, so soll mich nichts mehr wankend machen

im Glauben und Vertrauen zu Dir, mein Bischofswerder!

Es wird geschehen, sagte Bischofswerder ruhig. Ich bitte Eure Majestät, daß Sie in der nächsten Mitternachtstunde die Gnade haben wollen, mich und Chrysophorus zu sich zu rufen, damit wir in Ihrer Gegenwart die Unsichtbaren anrufen.

In der nächsten Mitternachtstunde, wiederholte der König verlegen, indem er die Augen niederschlug. Ein schneller, durchbohrender Blick Bischofswerder's flog über das Antlitz des Königs hin und schien in seinen befangenen Mienen seine innersten Gedanken lesen zu wollen.

Ich weiß, sagte er dann nach einer Pause, ich weiß, daß Eure Majestät diese Nacht in Charlottenburg verbringen wollten mit Ihren Kindern und deren Mutter, und wenn es Eure Majestät befehlen, werden wir um die Mitternachtstunde uns dort einstellen.

Thut das, meine Freunde, sagte der König hastig. Ich erwarte Euch in Charlottenburg um die Mitternachtstunde, oder vielmehr ich bin begierig, ob Ihr wirklich dorthin kommen werdet, und ob es den Beschwörungen Bischofswerder's

gelingen wird, den großen Magus zu meiner Hülfe und meinem Beistande herbei zu rufen. Denn ich bedarf der Hülfe, bedarf des Beistandes. Oh, wenn Ihr wirklich meine Freunde seid, und wenn die Unsichtbaren Eure Augen erleuchtet haben mit dem Strahle der Erkenntniß, so wisset Ihr auch, welche Qualen meine Seele foltern, und welche Schmerzen in meinem Herzen brennen.

Wir wissen es, sagte Bischofswerder. Die Unsichtbaren haben es uns gekündet.

Wir wissen es, wiederholte Wöllner, die Unsichtbaren haben mir geboten, zu ihrem geliebtesten Sohne, zu dem König Friedrich Wilhelm zu flehen, daß er sein Gewissen nicht belaste mit neuer Sünde, sondern daß er entsage der neuen glühenden Liebe, welche in seinem Herzen brennt.

Ich kann nicht, nein, ich kann nicht, rief Friedrich Wilhelm, und mit einem tiefen Wehelaut schlug er seine Hände vor sein Angesicht.

Seine beiden Vertrauten wechselten einen raschen Blick miteinander, und Bischofswerder, als beantworte er eine unausgesprochene, aber wohl verstandene Frage Wöllner's, schüttelte rasch und verneinend sein Haupt. Dann neigte er sich

mit seinen Lippen an das Ohr des seufzenden und ächzenden Königs.

Majestät, flüsterte er, wir wollen in dieser Nacht auch die Unsichtbaren fragen, ob sie Nachsicht haben wollen mit der Liebe des Königs, und ob sie nicht gestatten wollen, daß das schöne, ehrbare und tugendhafte Fräulein von Voß das Weib des Mannes werden kann, welchen sie liebt, ohne ihre Tugend zu beleidigen und ihrer Ehrbarkeit Gewalt anzuthun!

Oh, rief der König, indem er seinen Arm um den Hals des Freundes schlang, wenn es ein solches Mittel gäbe, so wäre ich der glücklichste der Menschen, und gäbe Euch dafür mein ganzes Königreich zu Eigen, auf daß Ihr damit schalten möget nach Eurem Willen. Gebt mir das Weib, welches ich liebe, und ich gebe Euch dafür meine königliche Gewalt!

Wieder wechselten die beiden Vertrauten einen raschen Blick miteinander, und Wöllner neigte leise bejahend sein Haupt.

Wir wollen zu den Unsichtbaren flehen in dieser Nacht, sagte Bischofswerder, und ich hoffe, daß sie gewähren, was Eure Majestät wünschen.

Aber sie werden an die Gewährung Bedingungen und Bußen knüpfen, sagte Wöllner.

Ich bin bereit, Alles auf mich zu nehmen und zu thun, was sie fordern. Nur mögen sie mir das himmlische Weib geben, um welches ich bitte.

4.
Das Hoffräulein.

Nach dem Schlosse Schönhausen, dem Wohnsitze der Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrich's, war noch keine Kunde gelangt von dem Hintritt des großen Königs. Es war noch ziemlich früh am Morgen, und die Königin Elisabeth Christine, welche jeden Tag einen eigenen Courier nach Potsdam sandte, um von dem Wohlergehen des Königs Nachricht zu erhalten, war eben erst beschäftigt, das kleine Briefchen zu schreiben, welches sie jeden Morgen an ihren Gemahl richtete, und welches immer nur die theilnahmsvolle Frage nach seinem Wohlergehen enthielt.

Sie hatte eben das Briefchen vollendet und faltete das Papier zusammen, als die Thür des anstoßenden Gemachs geöffnet ward und eine

5*

junge Dame von hoher Gestalt und auffallender Schönheit in derselben erschien. Ihr reiches blondes Haar umgab ungepudert in einer Fülle kleiner kräuselnder Locken ihre hohe, gewölbte Stirn. Ihre langgeschlitzten großen Augen waren von einem klaren leuchtenden Blau, ihre feingebogene Nase gab ihrem Antlitz einen vornehmen aristokratischen Ausdruck, und von ihren purpurrothen, leicht aufgeworfenen Lippen schienen, wenn sie lächelten, alle Amoretten der Jugend und der Liebe ihre Pfeile auszusenden auf die Herzen der Anbeter des schönen Hoffräuleins Julie von Voß. Ihre Gestalt, stolz und schlank, zeigte die zarten Formen und die liebliche Fülle, wie wir sie bewundern an den Venusstatuen der Alten, und es war doch zugleich etwas von dem hoheitsvollen, strengen und keuschen Wesen der Juno in der ganzen Erscheinung des Hoffräuleins, etwas Unnahbares, Ehrfurchtgebietendes, welches die Anbeter fern hielt, nachdem sie angezogen worden von der verlockenden Schönheit.

Die Königin nickte ihrem Hoffräulein, die sich tief verneigte, mit einem sanften Lächeln den Morgengruß zu. Du kommst, um mein Billet

zu fordern, nicht wahr, mein Kind? fragte sie. Der Courier wartet?

Nein, Majestät, erwiderte das Hoffräulein mit einer gewissen Feierlichkeit; nein, es handelt sich nicht um einen Courier, welcher abzufertigen ist, sondern um einen Courier, welcher um die Gnade bittet, vorgelassen zu werden. Der Kammerdiener Ihres königlichen Neffen Friedrich Wilhelm ist im Vorzimmer und bittet um Gehör.

Die Königin erhob sich mit einer für ihr Alter ungewohnten Lebhaftigkeit aus ihrem Fauteuil. Der Kammerdiener meines Neffen? fragte Elisabeth Christine mit bebenden Lippen. Und weißt Du, was er bringt?

Er will es nur Eurer Majestät selber sagen, erwiderte das Hoffräulein, und dann, als die Königin in den Sessel zurücksank und ihr mit halb versagender Stimme befahl, den Courier einzulassen, öffnete sie rasch die Thür des Vorzimmers und winkte stumm mit einer stolzen Handbewegung hinaus. Sofort erschien auf der Schwelle der Thüre die breite, kolossale Gestalt des königlichen Geheimkämmerers Rietz. Mit einem Lächeln auf den dicken Lippen, die kleinen grauen Augen unverwandt auf die bleiche alte Dame hingerichtet, welche mit dem Ausdruck athem=

loser Angst ihm entgegenstarrte, trat der Kämmerer ein und schritt ruhig und unaufgefordert durch das weite Gemach zu dem Fauteuil der Königin heran.

Majestät, sagte er, ohne es abzuwarten, daß die Königin ihm die Erlaubniß zu sprechen ertheile; Majestät, ich bin von Seiner Majestät dem König Friedrich Wilhelm —

Die Königin unterbrach ihn mit einem lauten Schmerzensschrei. Von dem König Friedrich Wilhelm, wiederholte sie mit bebenden Lippen. Er ist also todt?

Ja, erwiderte Rietz, leise sein Haupt beugend. Ja, der König Friedrich ist in der vergangenen Nacht gestorben, und der bisherige Prinz von Preußen ist jetzt König von Preußen. Seine Majestät läßt der Frau Königin Wittwe seine gnädigen und devoten Grüße vermelden, und befahl mir, der Königin Wittwe zu sagen, daß Seine Majestät noch im Laufe des Tages hier eintreffen würden, um Eurer Majestät den Condolenzbesuch zu machen.

Die Königin achtete gar nicht auf die Worte des Kämmerers, sie hatte von Allem, was er sprach, nur das Eine gehört, daß ihr Gemahl, daß Friedrich der Große todt sei, daß der Mann,

den sie seit fünfzig Jahren so treu, so resignirt geliebt hatte, daß der nicht mehr unter den Lebenden wandle.

Er ist todt! Oh mein Gott, er ist todt! rief sie mit einem schneidenden Wehelaut. Wie kann das Leben weiter gehen, wie kann die Welt bestehen, wenn Friedrich nicht mehr da ist! Was soll aus dem unglücklichen Preußen werden, wenn der große König es nicht regiert, wenn seine Weisheit und Kraft, sein aufgeklärter Geist ihm fehlt!

Eure Majestät vergessen, daß der König einen glorreichen Nachfolger hat, bemerkte Rietz mit cynischer Gleichgültigkeit.

Das Hoffräulein Julie von Voß, welches neben dem Fauteuil der Königin stand, runzelte die Stirn bei diesen dreisten Worten des Kämmerers, und ein stolzer Blick ihrer leuchtenden Augen traf das breite, behagliche Antlitz des Verwegenen.

Gehen Sie hinaus, sagte sie, mit einer gebieterischen Handbewegung nach der Thüre hindeutend, warten Sie im Vorzimmer, bis Ihre Majestät Sie rufen läßt, um Ihnen ihre Antwort und ihre Befehle zu ertheilen.

Ein zorniger Blitz schoß über das geröthete

Antlitz des Kämmerers, aber er unterdrückte ihn schnell und nahm eine devote, ehrfurchtsvolle Miene an.

Eure Gnaden haben zu befehlen, sagte er; ich bin der gehorsame Knecht des gnädigen Hoffräuleins, und werde mich stets beeifern, Dero Befehlen pünktlich nachzukommen. Ich weiß, daß ich darin nur dem Willen meines königlichen Herrn folge, der —

Gehen Sie hinaus, befahl das Hoffräulein mit einer flammenden Zornesröthe auf den Wangen.

Nein, sagte die Königin, welche aus trübem Sinnen und Starren sich aufrichtete; nein, laß den guten Rietz noch hier, liebe Julie. Er soll mir erzählen von dem großen Todten. Ich muß wissen, wie er gestorben ist und wie seine letzten Stunden gewesen. Sprechen Sie, Rietz, erzählen Sie mir.

Und der Kämmerer erzählte nun mit gewandter Manier und geläufiger Zunge von den letzten Lebensstunden des Königs, und er wußte dabei so geschickt in die Erzählung die Gestalt des neuen Königs hineinleuchten zu lassen, und wandte sich dann jedesmal mit so dreisten, verständnißvollen und vielsagenden Blicken an das

Hoffräulein, daß diese erröthend seinen Blicken auswich und die Lippen fest aufeinander preßte, als wolle sie die zürnenden und unwilligen Worte zurückdrängen, welche ihr rosiger Mund zu sprechen begehrte.

Ich verließ Seine Majestät den König an der Leiche seines Vorgängers, sagte Rietz am Schlusse seiner Erzählung. Aber selbst in seinem gerechten Schmerz um den königlichen Oheim gedachte das edle und stolze Herz des Königs der theuren Lebenden, welchen die ganze Liebe Seiner Majestät gehört, und er befahl mir, sofort hierher nach Schönhausen zu eilen, um zu melden, daß die Sehnsucht seines Herzens ihn hierher rufe, und daß —

Wollen Eure Majestät den Boten nicht verabschieden? unterbrach ihn das Hoffräulein mit zürnender Stimme.

Ja, er mag gehen, murmelte Elisabeth Christine leise. Sagen Sie dem König, meinem Herrn Neffen, daß ich ihn erwarte, und daß ich mich sehr geehrt fühle durch sein rücksichtsvolles Benehmen.

Majestät, es ist die Liebe und Verehrung, welche ihn nach Schönhausen zieht, bemerkte Rietz. Ich darf das versichern, denn der König

ist so gnädig, mich mit seinem ganzen Vertrauen zu beehren, und er nennt mich oft seinen —

Figaro, ergänzte das Hoffräulein mit einem verächtlichen Zucken ihrer stolzen Lippen.

Seinen Freund, fuhr Rietz fort, ohne, wie es schien, das schneidende Wort des Fräuleins gehört zu haben. Ich habe die Ehre, alle Herzensgeheimnisse meines königlichen Herrn zu kennen und —

Der Gemahl der Wilhelmine Enke zu sein, rief das Hoffräulein erglühend. Majestät, wollen Sie den Boten nicht entlassen?

Gehen Sie, Rietz, sagte die Königin sanft. Rietz aber zögerte immer noch und hielt die Augen mit einem lächelnden Ausdruck auf Fräulein von Voß gerichtet.

Majestät, sagte das Hoffräulein, ich glaube, der Bote wartet auf ein Trinkgeld, und wir werden ihn nicht eher los werden, bevor sie es ihm gegeben.

Rietz brach, ohne Rücksicht auf die trauernde und weinende Königin, in ein lautes Lachen aus. Das ist komisch, rief er. Das werde ich Seiner Majestät erzählen, und es wird ihn amüsiren, daß das gnädige Fräulein seinem Geheimkämmerer und Tresorier ein Trinkgeld anbietet. Er wird

das bezaubernd finden von Eurer Gnaden, denn Seine Majestät finden Alles bezaubernd, was Eure Gnaden thun. Ich warte aber nicht auf ein Trinkgeld, sondern ich warte auf die Erlaubniß, dem Hoffräulein von Voß die Bestellungen auszurichten, welche Seine Majestät mir für Eure Gnaden aufgetragen hat, und ich bitte das Fräulein daher —

Gehen Sie hinaus und warten Sie im Vorzimmer, bis ich Sie rufen lasse, befahl das Fräulein.

Eure Gnaden, wird das bald sein? fragte Rietz mit seiner unerschütterlichen Ruhe. Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich noch andere Aufträge Seiner Majestät auszurichten habe, und deshalb frage ich, ob mich Eure Gnaden bald werden rufen lassen?

Sie haben gar nichts zu fragen, sondern nur zu gehorchen, sagte das Hoffräulein stolz.

Rietz zuckte die Achseln, verneigte sich stumm vor der Königin, die, in Schmerz versunken, von Allem, was um sie her vorging, gar nichts bemerkte, durchmaß dann mit starkem Tritt das Gemach und begab sich in das Vorzimmer.

Sie ist sehr stolz, sehr übermüthig, brummte er vor sich hin, indem er sich in dem öden Vorzim-

mer so rücksichtslos auf einen der hochlehnigen Stühle niedersinken ließ, daß er krachend unter ihm wankte. Ja, wahrhaftig, sie ist sehr stolz; das wird Mühe kosten, sie zu zähmen. Aber gezähmt wird sie doch werden, und es wird schon ein Tag kommen, wo ich es ihr vergelten kann, daß sie mich heute so schimpfirt hat. Figaro hat sie mich genannt. Ich weiß wohl, was das bedeuten will, denn wir haben nicht umsonst französisch parliren gelernt, und sind nicht umsonst ein gebildeter Mann. Ja, ja, Figaro! Ich verstehe! Der allezeit gefällige Diener des Grafen Almaviva, der Vermittler bei der schönen Rosine. Oh, oh, Fräulein, nehmen Sie sich in Acht! Ich bin heute der Figaro, welcher hilft, die Rosine zu erobern und dem Grafen Almaviva zu überliefern. Aber ich habe auch meine schöne Susanne, und eines Tages, wenn Almaviva seiner göttlichen Rosine überdrüssig ist, wird er sich wieder meiner Susanne zuwenden, und die wird Dich dann wieder in den Hintergrund schieben. Figaro! Ach, mein gnädiges Hoffräulein, ich werde es Ihnen eintränken, daß Sie mich so genannt haben! Gleich heute will ich mit meiner Frau Gemahlin darüber sprechen!

5.
Figaro.

Während Rietz im Vorzimmer saß und seinen grollenden und zürnenden Gedanken nachhing, befand sich das Hoffräulein immer noch neben der Königin und suchte vergeblich mit sanftem Wort und mildem Zureden sie zu trösten.

Eure Majestät erdulden am Ende ja doch nur einen imaginären Verlust, sagte das Hoffräulein zuletzt, da sie alle Trostgründe erschöpft hatte. Es wird für Sie ganz so sein, wie es bisher, wie es seit vielen Jahren gewesen, und es macht für Eure Majestät gar keinen Unterschied, ob Ihr königlicher Gemahl noch in Sanssouci residirt, oder ob er gestorben ist. Eure Majestät waren ja doch fern von ihm.

Aber ich war ihm immer doch nahe mit mei-

nen Gedanken, klagte Elisabeth Christine. Ich wußte doch, daß er lebte, daß er dieselbe Luft einathmete wie ich; daß der Sonnenstrahl, welcher mich erquickte, auch auf sein geliebtes edles Haupt fiel. Ich wußte, daß die Augen von ganz Europa hingerichtet waren nach Sanssouci, und daß jedes Wort des großen Königs durch ganz Europa seinen Widerhall fand. Es that mir wohl, es war mein Trost für Alles, was ich entbehrte, daß dieser große Held und König, den Jedermann anbetete, Jedermann bewunderte, daß der doch zuweilen in seiner unendlichen Güte der armen Gemahlin gedachte und zuweilen einen Strahl der Freude in ihr dunkles, stilles Leben scheinen ließ. An jedem Neujahrstag durfte ich doch an seiner Seite sein und die große Cour des Hofes mit ihm gemeinsam abhalten, und das war immer ein Ereigniß, auf welches ich mich schon das ganze Jahr hindurch freute, denn bei der Cour war der König immer der Erste, welcher mir, wenn auch schweigend, gratulirte, und er schaute mich dann mit seinen wundervollen Augen so freundlich und milde an, daß mir das Herz aufging in Glück und Wonne.

Aber er sprach niemals mit Ihro Majestät,

der harte, grausame König, rief das Hoffräulein achselzuckend.

Schilt ihn nicht, sagte die Königin rasch. Er war nicht hart, nicht grausam. Denn wäre er's gewesen, so würde er, da er König ward, die aufgedrungene und ungeliebte Gemahlin von seiner Seite gestoßen haben. Aber er war milde und gut, er duldete mich, er gönnte mir das Glück, ihn lieben, mich die Seine nennen zu dürfen, wenn er auch nicht der Meine war. Statt mich zu verbannen, wie er's konnte, ertrug er mich und ließ mir die königlichen Ehren, welche seiner Gemahlin gebührten. Es ist wahr, ich habe ihn selten gesehen, und noch seltener gesprochen, aber ich wußte doch von ihm; und nie ließ er meinen Geburtstag vorübergehen, ohne mir eigenhändig seinen Glückwunsch zu schreiben. Einmal, ach einmal ging er in seiner Güte sogar so weit, daß er die Neujahrsgratulation hier in Schönhausen abhalten ließ, weil mein kranker Fuß mich verhinderte nach Berlin zu kommen. Oh, diesen Tag werde ich niemals vergessen, denn es ist das einzige Mal, daß mich der König hier besucht hat, und seitdem war es mir, als ginge die Sonne niemals mehr unter, sondern leuchtete ewig in diesen Sälen, welche

Friedrich durchwandelt hatte. An jenem Tage, fuhr die Königin, ganz vertieft in ihre Erinnerungen, mit einem traurigen Lächeln fort, an jenem Tage geschah auch etwas, was den ganzen Hof in Erstaunen setzte und in ganz Berlin von sich reden machte. Der König, welcher sonst in Berlin bei der Neujahrscour mich immer nur von ferne grüßte und nur von ferne mich anschaute, der König trat dicht zu meinem Sessel heran, reichte mir die Hand und fragte mich mit freundlichen und theilnehmenden Worten nach meinem Wohlergehen. Ich war von dem unerwarteten Glück so verwirrt, so betäubt, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, und ich fand keine Kraft, auch nur ein einziges kleines Wort zu erwidern, es sei denn, daß die Thränen, welche aus meinen Augen niederstürzten, ihm eine Antwort gewesen.*) Seit jenem Tage aber hat der König niemals mehr mit mir gesprochen; doch die Worte, welche er damals zu mir gesagt, haben immer wie eine köstliche Musik in meinem Herzen wiedergetönt, und sie werden in meiner Todesstunde noch mein Grablied sein.

---

*) Siehe Preuß: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Band IV.

Oh, rief das Hoffräulein halb bewundernd, halb indignirt, oh, wie ist es nur möglich, daß man so lieben kann!

Die Königin, welche ganz vergessen hatte, daß sie nicht zu sich selber sprach, daß irgend Jemand die sanften Klagelaute ihrer Erinnerungen hörte, die Königin hob rasch das Haupt empor, und ihre blauen Augen strahlten auf, als ob sie statt siebenzig Jahre erst deren siebenzehn gezählt.

Wie wäre es möglich, daß man nicht so lieben könnte, wenn es Friedrich der Große war, welchen man liebte, sagte sie stolz. Ich hatte diese Liebe zu meinem Leben, zu meiner Religion, zu meiner Hoffnung auf die Unsterblichkeit gemacht. Ich gab ihr meine ganze Seele, mein ganzes Denken und Empfinden hin, und sie gab mir dafür die Freudigkeit der Resignation, die Kraft des Ertragens. Ohne diese meine große schöne Liebe wäre ich in der Einsamkeit und Oede meines Daseins erlegen, durch sie hatte mein Leben seinen Halt, seine Begeisterung und seine unverlierbare Jugend. Die Jahre haben mein Haar gebleicht und mein Gesicht runzelig gemacht; aber in dieser zerfallenen elenden Gestalt der alten Frau schlägt das Herz eines jungen Mädchens, und über alle Zeiten und Gebrechen hin-

weg trägt mich das Herz mit seiner ewig jungen Liebe hinaus zu jenen Höhen, wo ich Ihn wiedersehen werde, und wo Er vielleicht die Liebe erwidern wird, welche er hier verschmähte. Die Liebe altert nie; wenn man sie im Herzen trägt, schwinden die Jahre wie flüchtige Träume, und mit unsterblicher Jugend verklärt sie das sterbliche Sein! Darum wundere Dich nicht, Julie, daß die arme alte Frau, welche Du vor Dir siehst, trotz ihres Alters noch sprechen kann von ihrer Liebe. Sie war meine Jugendliebe, und so ist die Liebe Jugend für mich geblieben! Und nun geh', mein Kind, laß mich allein mit meinen Erinnerungen und mit meinem großen Todten! Ich habe Vieles mit ihm zu sprechen und ihm zu sagen, was nur Gott hören darf! Geh', mein Kind, und wenn Du eines Tages liebst und leidest, so gedenke dieser Stunde!

Sie winkte dem jungen Mädchen freundlich einen Abschiedsgruß, und als das Hoffräulein hinausging, sah sie noch, wie die Königin auf ihre Kniee niedersank.

Langsam, gesenkten Hauptes ging Julie von Voß durch die anstoßenden inneren Gemächer dahin nach ihren Zimmern. Ich werde niemals so lieben, und also niemals so leiden, sagte sie zu

sich selber. Ich begreife gar nicht, wie man sein eigenes Selbst so aufgeben und verlieren kann an einen Andern, zumal wenn dieser Andere uns nicht glühend liebt, so glühend wie mich —

Sie stockte und erröthete, und ein Schauer durchrieselte ihre Gestalt. Ich möchte wissen, ob Er mich wohl so glühend liebt, wie diese Frau ihren Gemahl geliebt hat, ob — Aber, mein Gott, unterbrach sie sich in ihren eigenen Gedanken, ich vergaß ja, daß sein Kammerdiener wartet und mir eine Botschaft auszurichten hat.

Und da sie eben in ihr Wohnzimmer eingetreten war, klingelte sie und befahl ihrer Zofe, sofort den Kammerdiener Rietz aus dem Vorzimmer der Königin herbeizurufen.

Dann ging sie mit langsamen Schritten auf und ab. Schwere Seufzer hoben ihren Busen und leise murmelten ihre Lippen: Ich liebe ihn nicht! Nein, ich liebe ihn nicht, und dennoch werde ich seiner Liebe nicht länger widerstehen können, denn Alle sind gegen mich; selbst meine eigenen Verwandten sind bereit, mich hinzuopfern. Damit sie groß werden und angesehen, soll ich in den Staub getreten werden, und damit sie in Ehren leben können, soll ich in Schande leben! Aber ich will nicht! rief sie auf einmal ganz

laut, und ihre Gestalt richtete sich stolz auf, und sie hob das schöne Haupt hoch empor. Nein, ich will nicht in Schande leben, ich will nicht, daß jede ehrbare Frau das Recht haben soll, mit Fingern auf mich zu zeigen und mich in eine Reihe zu stellen mit der schamlosen Frau dieses abscheulichen Rietz! Ich will nicht, daß man das Fräulein Julie von Voß die Maitresse des Königs nennen kann! Ich will das nicht, und —

Der Geheimkämmerer des Königs! meldete die Kammerzofe, und hinter ihr trat Rietz in das Gemach des Hoffräuleins ein.

Der arme Figaro hat sehr lange warten müssen, mein gnädiges Fräulein, sagte er mit einem spöttischen Lächeln. Eure Gnaden sind sehr grausam gegen den gnädigen Herrn Figaro's, der auf eine Antwort harrt.

Ich habe Sie nicht um Ihre Ansicht über mich gefragt, sagte das Hoffräulein mit ihrer stolzesten Miene. Sie sind der Bote des Königs, sprechen Sie also, richten Sie die Befehle des Königs aus.

Ach Gott! Hier giebt es keine Befehle, sondern nur Bitten des Königs, seufzte Rietz achselzuckend. Seine Majestät bittet das Hoffräulein um die Erlaubniß, Eurer Gnaden nachher, wenn

er die Condolenzvisite bei der verwittweten Königin gemacht hat, Höchstseinen Besuch machen zu dürfen.

Ich werde der Etiquette gemäß ja zugegen sein, wenn Seine Majestät der verwittweten Königin seine Aufwartung macht, sagte das Fräulein, und wenn Seine Majestät also mir etwas zu sagen hat, möge er die Gnade haben, dort mit mir zu sprechen.

Ei, ei, das geht nicht, sagte Rietz mit einem leisen Lächeln. Wenn Seine Majestät wünschen, dem gnädigen Fräulein hier in Ihrem Gemache seinen Besuch abzustatten, so wird er wohl Einiges zu sagen haben, was nicht für die Ohren anderer Damen bestimmt ist. Vielleicht will Seine Majestät gerade über die Verhältnisse der verwittweten Königin mit Eurer Gnaden reden, und um Dero gnädigen Rath bitten, wie dieselben zu ordnen seien. Ich vermuthe, daß der König den Hofetat der Königin Wittwe und ihres Hauses bedeutend erhöhen will, denn er sprach neulich mit wahrer Indignation davon, daß die Hoffräulein der Königin Elisabeth Christine so geringes Gehalt erhielten und kaum anständig davon leben könnten. Der König wird es für seine heilige Pflicht halten, das Gehalt der

Hoffräulein zu erhöhen, und es würde Seiner Majestät gewiß eine wahre Freude sein, wenn Eure Gnaden ihm sagen möchten, wie hoch das Jahrgehalt sein soll, welches Eure Gnaden wünschen und befehlen. Eure Gnaden dürfen sich nicht im mindesten geniren, eine sehr bedeutende Summe zu nennen, denn Seine Majestät ist freigebig und großmüthig, und er wird sehr glücklich sein, die Wünsche Eurer Gnaden zu erfüllen. Es wäre vielleicht nützlich, wenn Eure Gnaden die Güte habe möchten, mir schon zum Voraus einige Andeutungen zu machen, damit ich Seine Majestät vorbereite. Ich werde sehr glücklich sein, wenn Eure Gnaden mich zu Ihrem unterthänigsten Diener annehmen wollen, und vielleicht wäre es auch für Eure Gnaden nützlich, denn ganz Berlin und Potsdam, ja ganz Preußen weiß es, daß ich das Factotum des Königs bin.

Hat Seine Majestät Sie beauftragt, mir alle diese Unverschämtheiten zu sagen? sagte das Fräulein kalt.

Wie denn Unverschämtheiten? fragte Rietz, ganz verwirrt von der stolzen, wegwerfenden Miene der Dame, die ihn, das allmächtige Fac-

totum, so verächtlich anschaute. Ich weiß doch nicht, ich habe doch nicht —

Schweigen Sie, gebot das Fräulein. Ich habe Sie aus geziemendem Respect vor dem König angehört. Jetzt aber befehle ich Ihnen aus geziemendem Respect vor mir selber, sofort sich zu entfernen. Ich werde Seine Majestät nachher selber fragen, ob er seinen Kammerdiener wirklich beauftragt hat, mir irgend etwas Anderes zu sagen, als daß Seine Majestät mir die Ehre seines Besuches erzeigen wollten. Gehen Sie!

Sie wandte dem Kämmerer stolz den Rücken und schritt durch das Gemach dahin, als sie sich plötzlich aufgehalten fühlte. Es war Rietz, welcher ihr Gewand ergriffen hatte und jetzt auf seine Kniee niedersank, und mit flehender Miene zu ihr aufblickte.

Vergebung, Eure Gnaden, Vergebung! Ich habe mich sicherlich falsch ausgedrückt, denn sonst könnten Eure Gnaden nicht den unterthänigsten Ihrer Diener so im Zorne verlassen wollen. Ich wollte ja nur sagen, daß —

Daß Sie der angetraute Mann der Wilhelmine Enke sind, rief das Fräulein mit einem lauten spöttischen Lachen, indem sie ihr Gewand so ungestüm zurückzog, als habe ein giftiges

Thier dasselbe berührt. Dann immer noch lachend und ohne einen einzigen Blick auf den Knieenden zu heften, verließ sie das Gemach.

Der Kämmerer Rietz erhob sich von seinen Knieen, und sein vorher lächelndes Gesicht nahm jetzt einen tückischen, ingrimmigen Ausdruck an.

Er hob die Hand drohend gegen die Thür auf, und seine Lippen murmelten einen Fluch und eine Verwünschung. Dann flog ein grinsendes Lächeln über sein zorngeröthetes Angesicht.

Ja wohl, sagte er, ich bin der Gemahl der Wilhelmine Enke, und das wird eines Tages Dein Verderben werden! Drohe nur, spotte nur, Du bist doch nichts Besseres wie der Krammetsvogel, der in die Netze fliegt, um die rothen Beeren, mit denen man ihn verlockt hat, aufzuspeisen, und der dabei elendiglich zu Grunde geht. Die Netze sind aufgestellt, die rothen Beeren sind ausgestreut, und Du wirst der Versuchung nicht widerstehen, mein allerliebster Krammetsvogel, Du wirst gefangen werden und zu Grunde gehen!

Und mit einem tückischen Lachen wandte er sich ab und verließ das Gemach.

Das Hoffräulein Julie von Voß hatte seine

tückischen Worte nicht gehört, aber es war doch eine unsägliche Angst in ihrem Herzen, eine qualvolle Unruhe, und als jetzt die Thüre sich öffnete und ihr Bruder, der königliche Kammerherr Carl von Voß eintrat, schrie sie laut auf und sank auf einen Sessel nieder, indem sie sich das Gesicht mit ihren Händen verhüllte.

Aber Julie, sagte ihr Bruder unwillig, was sind das nur wieder für Kindereien, und was ficht Dich an? Warum erschrickst Du vor mir?

Ich weiß nicht, sagte sie, aber wie Du eben in der Thüre erschienst, war es mir, als sähe ich den Versucher kommen, der mich zur Sünde und Schande verlocken wolle.

Sehr schmeichelhaft in der That, lachte Herr von Voß, aber es mag etwas daran sein. Nur vergißt Du zu sagen, daß der Versucher Dir auch zugleich die Welt anbieten will. Wie sagte der Satanas zu Christus, als er ihn auf den Berg geführt und ihm die Welt zu seinen Füßen gezeigt hatte: „Dies Alles soll Dir unterthänig sein, wenn Du mir folgen und mich als Deinen Herrn anerkennen willst.“ Auch ich, Julie, komme, Dir einen Theil der Welt anzubieten, Dir ein Land, eine Krone und einen König zu Füßen zu legen.

Du hast den König gesehen? Er hat mit Dir gesprochen? fragte Julie athemlos.

Er sendet mich als postillon d'amour voraus und wird bald selbst hier sein.

Ich will ihn nicht sehen, rief das Hoffräulein, beide Hände abwehrend ausstreckend. Nein, ich will ihn nicht sehen, niemals! Er soll mir nicht seinen Besuch machen, ich verriegele meine Thür, und ich werde sie nicht eher öffnen, als bis er fort ist bis er es endlich aufgiebt, mich zu verfolgen und zu quälen.

Meine Liebe, sagte Herr von Voß gelassen, ich bin gekommen, um mit Dir ein ernstes, entscheidendes Wort zu reden. Du mußt jetzt einen bestimmten Entschluß fassen, oder vielmehr, Du mußt Dich entschließen, das zu thun, was Deine Familie, was die Vernunft, die Klugheit, der Ehrgeiz und Stolz Dir rathen. Du hast mit einer bewunderungswürdigen Klugheit und Consequenz den König an Dich gefesselt, und ich mache Dir mein Compliment. Kein Thierbändiger kann einen Löwen mit mehr Geschicklichkeit und Kunst, und mit besserem Erfolg zähmen, als wie Du Deinen königlichen Löwen gezähmt hast, daß er wie ein Lamm auf Schritt und Tritt Dir folgt. Seit drei Jahren dauert diese Zähmung, und je grausamer Du bist, je mehr

Du ihn schlägst, desto zärtlicher folgt er Dir. Aber Alles hat seine Grenzen, meine kluge Schwester, und wenn man das Seil allzu schroff anzieht, so reißt es.

Thäte es das nur, rief Julie verzweiflungsvoll. Das ist es ja gerade, was ich will, was ich bezwecke. Oh, mein Bruder, Du und Ihr Alle, meine grausamen Verwandten, Ihr täuscht Euch über mich, und was Ihr für Raffinement der Koketterie haltet, ist doch nur der wahre und offene Ausdruck meines innersten Empfindens. Der König hat mich seit drei Jahren mit seiner Liebe verfolgt, ich habe ihn seit drei Jahren mit Schroffheit und Kälte abgewiesen, ich habe ihm auf jede Weise, mit Worten, Blicken und Geberden zu erkennen gegeben, daß seine Liebe mich belästigt, seine Werbung mich beleidigt. Oh, mein Gott, ich möchte vor dieser unerträglichen, fürchterlichen Liebe fliehen bis an das Ende der Welt, und ich kann doch nicht fort, denn ich bin arm, ich habe nicht die Mittel, um anderswo zu leben, um mich frei zu machen von diesen fürchterlichen Banden, in welche Ihr Alle mich einzwängen wollt.

Und außerdem, mein liebes Schwesterchen, ge-

stehe es nur, außerdem hält Dich Dein eigenes Herz hier zurück. Du liebst den König.

Nein, rief sie heftig, nein, ich liebe ihn nicht, obwohl ich sagen muß, daß es keinen Mann auf der Welt giebt, der mir je besser gefallen hat. Aber ich liebe ihn nicht, mein Herz schlägt nicht rascher, wenn er kommt, meine Seele sehnt sich nicht zu ihm hin, wenn er fern ist, und zuweilen, wenn der König an meiner Seite ist, beschleicht mich ein fürchterliches Angstgefühl und ich möchte entfliehen, möchte es aller Welt entgegenschreien: „Rettet mich, rettet mich vor dem König!" Nein, ich liebe den König nicht, und wenn ich ihn zurückweise, so geschieht es nicht aus Klugheit, sondern weil mein Herz mich dazu treibt. Gebt es also auf, mich für Eure Pläne zu gewinnen. Ich will nicht die Genossin der Rietz werden.

Wahrhaftig, das sollst Du auch nicht, sagte ihr Bruder ernst. Im Gegentheil, meine schöne und kluge Schwester, Du sollst diese unwürdige Person verdrängen, Du sollst die Wohlthäterin von Preußen werden, und Ehrbarkeit, Tugend und Sitte soll durch Dich wieder zu Ansehen gelangen am Hofe unseres jungen, liebenswürdigen Königs.

Die Augen des schönen Hoffräuleins leuchteten

auf, und eine sanfte Röthe übergoß ihre Wangen. Wenn das möglich wäre, rief sie mit einem Ton innerster Freudigkeit. Ja, wenn es mir gelingen könnte, den König diesen unwürdigen Banden zu entziehen, wenn ich diese verhaßte Person unschädlich machen könnte, so wäre das wahrlich eine Aufgabe, um deretwillen man Vieles überwinden, Vieles ertragen könnte.

Du hassest sie also sehr, diese Wilhelmine Rietz?

Mein Gott, wer sollte sie nicht hassen? fragte Julie glühend. Sie ist die Schande Ihres Geschlechts, sie häuft Unehre auf das Haupt unseres edlen, genialen Fürsten, sie hat seiner Gemahlin schon so viele Thränen entlockt, und —

Und Dir auch einige, nicht wahr? unterbrach sie ihr Bruder lächelnd. Meine schöne Julie, Du hast Dich selbst verrathen, Du bist eifersüchtig. Man ist aber nur eifersüchtig, wenn man liebt. Leugne es also nicht länger, Du liebst den König.

Nein, nein, ich liebe ihn nicht! rief sie heftig. Ich will ihn nicht lieben, denn die Schande würde mich tödten. Oh, ich beschwöre Dich, Bruder, verlange nicht von mir, daß ich mich der Schmach überliefere! Habt doch Erbarmen mit mir, und drängt mich nicht gewaltsam hinaus

aus der Ruhe und Stille eines friedlichen Daseins. Ich will es ja zufrieden sein, hier in der Einsamkeit und Stille an der Seite der unglücklichen Königin zu bleiben, meine Tage in Oede und Langeweile so hinzuspinnen, und von keinem Tage etwas Weiteres zu verlangen, als daß er zu Ende sei. Ich bin nicht ehrgeizig und begehre nicht zu glänzen, gönnt es mir also, still im Schatten zu stehen und zu vergehen.

Nein, meine liebe Schwester, wir gönnen Dir das nicht, sagte der Kammerherr achselzuckend. Wenn es Dich allein beträfe, nun ja, dann müßte man es sich gefallen lassen, und Du möchtest Dein Leben arrangiren, wie es Dir gut deuchte. Aber hinter Dir steht Deine Familie — Deine Familie, welche durch Unglücksfälle mancherlei Art zurückgekommen ist und durchaus nicht die Stellung einnimmt, welche ihr gebührt und welche ich vor allen Dingen mir wünsche. Denn ich gestehe es Dir, chère soeur, ich bin ehrgeizig, ich will Carrière machen. Ich bin jetzt auf dem besten Wege dazu, und ich will durch Dich nicht aufgehalten, sondern befördert werden. Wenn Du den König zurückweisest, dann fällt natürlich Deine ganze Familie in Ungnade, und das behagt weder mir, noch unserem theuern Oheim,

dem Oberhofmeister der jetzt verwittweten Königin. Er wünscht Oberhofmeister des Königs, und ich wünsche Cabinetsminister zu werden. Außerdem aber bedürfen unsere Finanzen sehr der Aufhülfe; unser Stammschloß ist verfallen, die Wälder sind abgeholzt, der Boden ist schlecht bestellt, die Wirthschaftsgebäude und Ställe müssen neu gebaut werden, denn sie sind nur noch elende Ruinen, in denen das halbverhungerte Vieh keinen Schutz vor der Witterung findet. Du bist dazu berufen, den Glanz der alten Familie von Voß wieder aufzufrischen.

Durch meine Unehre, durch mein Verderben, seufzte das Hoffräulein. Oh, meine Mutter, meine theure, geliebte Mutter, warum hast Du mich verlassen und bist vor all' dieser Niedrigkeit in den Himmel geflüchtet! Wenn Du noch bei mir wärst, würdest Du mich schützen, und es nicht leiden, daß sie mich so grausam in Versuchung führten.

Du erinnerst mich zur guten Stunde an unsere theure Mutter, liebe Julie, sagte Herr von Voß. Weißt Du noch, was sie auf ihrem Sterbebette zu Dir gesagt hat?

Ja, mein Bruder, ich weiß es, erwiderte sie leise. Sie hat gesagt: „Du wirst keine Waise sein,

denn Du hast Deinen Bruder, der für Dich sorgen und Dich beschützen wird. Ich übertrage alle meine Rechte auf ihn, denn er ist von nun an das Haupt der Familie, und Du sollst ihn als solches lieben und verehren und ihm gehorchen!"

„Ich übertrage alle meine Rechte auf ihn, denn er ist von nun an das Haupt der Familie," wiederholte Herr von Voß mit erhobener Stimme. Vergiß das nicht, meine Schwester. Ich als das Haupt der Familie fordere von Dir, daß Du die Wohlthäterin werden sollst Deiner Familie, Deiner Königin, ja Deines ganzen Vaterlandes. Es ist eine große, eine heilige Aufgabe, welche ich Dir stelle: Du sollst das Land, die Königin, den König selber befreien von der Herrschaft der Sünde, der Gemeinheit, des elenden, niedrigen Maitressenthums. Mit einem Worte, Du sollst die unwürdige Rietz und ihren abscheulichen Mann verdrängen und Ehrbarkeit, Tugend und Sitte wieder einführen an diesem Hofe. Wahrlich, das dünkt mich eine große, eine herrliche Aufgabe, wohl werth, von meiner edlen und schönen Schwester gelöst zu werden.

Es wird mir nicht gelingen, sie zu lösen, rief das Hoffräulein lebhaft. Der König wird niemals einwilligen, diese verhaßte Rietz zu verbannen.

Um so größer wäre also der Ruhm und die Ehre, wenn es Dir gelänge, den König von dieser unwürdigen, gemeinen Maitresse, die Königin von dieser Schlange, das Land von diesen Blutsaugern zu befreien. Ach! die ganze königliche Familie, ja ganz Preußen würde Dich segnen und preisen, wenn Du die Rietz und ihren soi-disant Gemahl verdrängen könntest.

Ja, sagte Julie leise und gedankenvoll zu sich selber, es wäre eine erhabene, eine herrliche Aufgabe, nur daß ich sie mit meiner eigenen Erniedrigung und Unehre erkaufen müßte. Und das will ich, das kann ich nicht. Bruder, mein geliebter Bruder, sei doch barmherzig, fordere nicht das Unmögliche, das Entsetzliche. Die Tochter meiner Mutter kann nicht die Maitresse des Königs werden.

Und wer sagt denn, daß Du das werden sollst? fragte Herr von Voß achselzuckend. Wahrhaftig, ich wäre der Letzte, welcher das von Dir forderte und begehrte. Nein, nicht die Maitresse, sondern die Frau des Königs, die ehrliche, angetraute Frau des Königs sollst Du werden, und ein Priester der reformirten Kirche soll Deine rechtmäßige Ehe mit dem König einsegnen.

Das ist ja unmöglich! rief das Hoffräulein,

deren Augen wider ihren Willen aufstrahlten in Freude, das kann ja nicht sein. Die Königin lebt, sie ist die angetraute Gemahlin des Königs.

Ja, die angetraute Gemahlin der rechten Hand, sagte Herr von Voß ruhig; aber der König hat wie jeder andere Sterbliche zwei Hände, und er hat ein Vorrecht, was andere Sterbliche nicht haben: das Recht, sich auch an die linke Hand eine Gemahlin antrauen zu lassen.

Unmöglich, ganz unmöglich, so lange die Gemahlin der rechten Hand lebt! rief Julie.

Darüber hat allein das Consistorium der geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden, erwiderte ihr Bruder ruhig; oder vielmehr, ich drückte mich falsch aus, das Consistorium hat nur eine berathende Stimme, und die Entscheidung allein hat der König, welcher in unserm Lande die Kirche vertritt und der oberste Chef derselben, der evangelische Papst ist. Ihm liegt es ob, zu sagen, ob eine solche Ehe linker Hand möglich ist trotz einer Ehe der rechten Hand. Fordere sie von ihm, mache sie zur Bedingung. Erinnere Dich der Worte, welche die schöne Gabriele zu Heinrich dem Vierten sagte, als er ihre Wohnung besichtigte, und er die von ihm angebetete Dame fragte: „Wo ist denn der Weg zu Ihrem

Schlafgemach?" „Sire," erwiderte sie ihm, „der Weg zu meinem Schlafgemach geht durch die Kirche." Erinnere Dich daran, wenn Du den König sprichst.

Sei gewiß, ich werde mich erinnern, rief Julie mit glühenden Wangen und einem stolzen freudigen Lächeln. Ich werde dem König meine Bedingungen stellen, und nur wenn er dieselben erfüllt, werde ich einwilligen, die Seine zu werden und —

Nun, warum verstummst Du, und warum übergießt auf einmal eine Purpurröthe Deine Wangen? Ah! Du hörst eine Equipage heranrollen, und Dein ahnungsvolles, zärtliches Herz sagt Dir, daß es der König ist, Dein zukünftiger Gemahl, welcher kommt. Ja, meine schöne Schwester, fuhr Herr von Voß fort, indem er an das Fenster trat und hinausschaute, ja, es ist der König. Nun bereite Dich vor, meine kluge und stolze Julie, bereite Dich vor, um Deinen königlichen Liebhaber würdig zu empfangen. Denn Du wirst ihn doch empfangen? Ich darf Seiner Majestät doch sagen, daß Du seinen angekündigten Besuch mit Freuden willkommen heißt?

Nein, oh mein Gott, nein, murmelte das Hoffräulein mit bebenden Lippen. Ich bin nicht

gesammelt, nicht gefaßt, ich kann den König jetzt nicht sehen!

Nur keine Kindereien, sagte ihr Bruder strenge. Du wirst noch Zeit haben, Dich zu sammeln und Deine Entschlüsse zu fassen, denn der König geht zuerst zur Königin Wittwe, und es wird wohl eine Viertelstunde vergehen, ehe er mit der Condolenzvisite fertig ist. Ich verlasse Dich jetzt, Schwester, aber bedenke, daß ich das Glück Deines Hauses, Deiner Familie sowie des ganzen Landes in Deine Hand gelegt habe, und darnach handle!

Er verließ schnell, ohne ihre Antwort abzuwarten, das Gemach und begab sich hinunter in den großen Audienzsaal, wo die Hofleute und Cavaliere des Königs versammelt waren, während der König sich zu der verwittweten Königin in ihr Cabinet begeben hatte.

Unter den Begleitern des Königs befand sich auch sein Intimus, der neu creirte Oberst von Bischofswerder, und zu diesem schritt der Herr von Voß hin, als er jetzt in den Audienzsaal eingetreten war.

Es wird gelingen, sagte er leise; wir werden unser hohes und erhabenes Ziel erreichen, unsere Feinde besiegen, und uns und den unsichtbaren

Vätern die Herrschaft sichern. Meine Schwester liebt den König; aber sie ist in Tugend und Ehrbarkeit aufgewachsen und würde lieber dem König und ihrer Liebe, als ihren moralischen Grundsätzen entsagen.

Um so würdiger ist sie des hohen Berufes, zu welchem der Wille der Unsichtbaren sie auserkoren hat, sagte Bischofswerder emphatisch. Sie soll unsern theuern, geliebten Herrn und König aus den Armen der Sünde erretten und ihn zur Tugend zurückführen an der Hand der Liebe, welche geheiligt und geweihet ist durch diese edlen Zwecke und Ziele.

Aber sie verlangt noch eine andere Heiligung und Weihe. Sie verlangt die Weihe einer rechtmäßigen, ehelichen Trauung. Wenn wir ihr diese verschaffen können, so wird meine Schwester nachher unsere gehorsame und ergebene Freundin sein, das Werkzeug, durch welches wir, das heißt, durch welches die Unsichtbaren regieren und herrschen.

Es ist freilich ein großes und kühnes Begehren, sagte Bischofswerder. Aber wir müssen trachten, daß wir es ihr erfüllen. Wir wollen mit unserm edlen und klugen Freunde Wöllner darüber reden, und auch dem erhabenen Groß=

kophta und Meister der unsichtbaren Loge wollen wir das Begehren des edlen Hoffräuleins zu Füßen legen.

Er ist hier, der Großkophta? fragte Herr von Voß lebhaft. Es ist also wirklich wahr, was gestern der Cirkeldirector in der Versammlung verkündete, der Großkophta weilt in unserer Nähe?

Er war unter uns in jener Versammlung, und der Athem seiner Herrlichkeit umwehte uns Alle, sagte Bischofswerder. Aber nur die Geweiheten der obersten Grade haben die Erkenntniß des ewigen Heils und das Wissen von der Nähe der Unsichtbaren. Oh, mein Freund, wie habe ich Sie gestern in der Versammlung beklagt, daß Sie noch stehen in den Vorhallen des Tempels und noch nicht eingetreten sind in das heilige Innere!

Was muß ich thun, um dahin zu gelangen? fragte Herr von Voß dringend. Oh, sagen Sie mir, mein theurer, beneidenswerther und begnadigter Freund, was muß ich thun, um vorwärts zu schreiten, um der Gnade theilhaftig werden zu können, eintreten zu dürfen aus den äußeren Hallen in das heilige Innere des Tempels und zu den Schauenden zu gehören?

Sie müssen zu den Glaubenden, den Hoffenden und den Gehorchenden gehören. Sie müssen den Unsichtbaren durch unbedingte Unterwerfung beweisen, daß Sie ein gehorsames Werkzeug sind, dann werden Sie berufen werden zu den Wirkenden und Schaffenden!

Und woran werde ich das erkennen?

Sie werden ein sichtbares Zeichen von der Zufriedenheit der Unsichtbaren erhalten. Wenn es Ihnen und uns mit Ihrer Hülfe gelingt, die Herrschaft der Unsichtbaren hier so fest zu begründen, daß sie es sind, welche Preußen regieren; wenn unsere Feindin, die Rietz, mit ihrem ganzen Anhang der Ungläubigen unschädlich gemacht und ausgerodet wird wie schlechtes Unkraut; wenn durch Ihre begnadigte Schwester Tugend und Ehrbarkeit wieder das Privatleben des Königs regelt und heiligt — dann, mein Freund, werden die Unsichtbaren Ihnen ein sichtbares Zeichen ihrer Zufriedenheit geben. Sie werden aus dem Kammerherrn von Voß den Staatsminister von Voß machen.

Oh, mein theurer, mein mächtiger Freund! rief der Kammerherr entzückt; ich werde Alles thun, was die Oberen von mir begehren, ich werde

ein willenloses Werkzeug sein in der Hand der Unsichtbaren, damit ich dereinst —

Der König! rief der Kammerherr du jour, indem er die Flügelthüren des kleinen Vorsaals weit aufriß. Der König!

Und unter dem feierlichen Schweigen seiner Hofleute, die tief und ehrfurchtsvoll ihre stolzen Häupter neigten, trat der König Friedrich Wilhelm, von der Condolenzvisite bei der trauernden Wittwe Friedrich's zurückkehrend, wieder in den Saal ein. Seine Augen schauten mit einem lebhaften, raschen Blick umher, und da sie den Kammerherrn von Voß gewahrten, winkte der König ihn mit einer Bewegung des Hauptes zu sich heran.

Nun? fragte der König leise, als der Kammerherr eiligst herbeikam. Nun, was sagt Ihre Schwester?

Majestät, sie sagte mir nichts, sie wird aber wohl Eurer Majestät desto mehr zu sagen haben.

Sie ist also bereit, mich zu empfangen? fragte der König mit strahlendem Gesicht.

Majestät, meine Schwester erwartet Sie, und ich zeige Ihnen den Weg, wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, mir zu folgen.

Kommen Sie, sagte Friedrich Wilhelm hastig; und ohne seine Cavaliere weiter eines Blickes zu würdigen, verließ der König unter Vortritt des Kammerherrn von Voß den Audienzsaal.

6.
Das Bündniß.

Wilhelmine Rietz hatte den ganzen Tag in großer Angst und Aufregung verbracht. König Friedrich war todt! Diese Nachricht hatte die öffentliche Stimme ihr mitgetheilt; sie war wie eine Windsbraut von Sanssouci nach Potsdam, von Potsdam nach Charlottenburg und Berlin geflattert, und weiter hinaus nach allen Städten und Orten der preußischen Monarchie.

Der König Friedrich der Große war todt! Die Fama, welche es mit schneidendem Wehe-laut kündete und die Augen von Millionen treuer Unterthanen und Bewunderer Friedrich's mit Thränen füllte, die Fama hatte es der Geliebten des Kronprinzen gesagt, daß sie jetzt die Geliebte eines Königs sei.

Aber Wilhelmine hätte sehr gewünscht, es von ihm selber zu hören, ein sichtbares Zeichen davon zu erhalten, daß der König ihrer gedenke, daß die Weihrauchdüfte des neuen Königthums nicht ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit umdüstert hätten.

Sie wartete lange, angstvolle Stunden auf die ersehnte Botschaft, und eine unaussprechliche Furcht bemächtigte sich ihrer, als der ganze Vormittag verging, ohne ihr irgend eine Nachricht zu bringen. Endlich gegen zwei Uhr kam ihr Sohn Alexander mit seinem Hofmeister Herrn von Chapuis nach Charlottenburg, „auf Befehl des Königs," wie der Hofmeister meldete. Aber auch er konnte ihr nichts weiter sagen, denn er hatte den König nicht gesehen, sondern den Befehl nur aus dem Munde des Kammerdieners Rietz empfangen.

Das ist ein böses Zeichen, ein sehr böses Zeichen! murmelte Wilhelmine in sich hinein, als sie wieder allein war. Er entfernt meinen Sohn aus Potsdam, um seinem neuen Hofe kein Aergerniß zu geben. Er liebt mich nicht mehr, sonst würde er den Muth haben, allem Gerede der Welt zu trotzen. Ach! er liebt mich nicht mehr, und ich werde hinfort nichts mehr sein, als die

verachtete, abgedankte Maitresse, an welcher Jeder hohnlachend vorübergeht, und die Gott danken muß, wenn sie mit ihrer Schmach und ihrer Demüthigung sich irgendwo in einem stillen Winkel der Erde verbergen kann vor den hohnlachenden Blicken und den beißenden Spottreden der Menschen. Aber ich will das nicht, nein, ich will nicht verabschiedet, nicht in den Staub getreten werden! Ach, Wilhelmine, fuhr sie fort, und ihre Augen blitzten höher auf und eine glühende Röthe übergoß ihre Wangen, ach, Wilhelmine, jetzt beweise es, daß Du kein schwaches, kein gewöhnliches Geschöpf bist, beweise, daß Du Klugheit, Muth und Energie besitzest! Kämpfe um Deine Existenz, um Deine Zukunft, um Deine Liebe! Denn ich liebe ihn, Du weißt es, mein Gott, ich liebe ihn, ich kann nicht leben ohne ihn. Und ich will nicht leben ohne ihn! rief sie ganz energisch und laut. Er ist der Vater meiner Kinder, er ist meine Hoffnung und meine Zukunft. Ohne ihn bin ich eine verachtete Creatur, mit ihm bin ich eine gefeierte Dame, der man devotest schmeichelt und hofirt, und die man nur verspottet und verhöhnt, wenn man sicher ist, daß sie es nicht hören kann. Verspottet mich nur, höhnt nur, um so größer ist mein Triumph,

wenn Ihr nun doch mich mit unterthänigsten Flatterien umgeben und Euch beugen müßt vor der verhaßten Person. Ich habe für den armen Kronprinzen Friedrich Wilhelm viel zu leiden und zu dulden gehabt, und ich will nun von dem reichen König Friedrich Wilhelm dafür belohnt und entschädigt werden. Nein, ich will nicht abgedankt werden! So lange ich lebe, will ich kämpfen um meine Existenz, kämpfen mit allen Waffen der List und Gewalt, der Intrigue und Schmeichelei. Ach, ich freue mich darauf; ja wahrhaftig, ich freue mich darauf! Es ist doch eine Zerstreuung, eine Abwechselung, ein Lebensreiz!

Der Geheimkämmerer und Tresorier des Königs! meldete der eintretende Diener.

Wer ist das? fragte Wilhelmine erstaunt. Ich kenne einen solchen Herrn nicht.

Ich bin es, meine liebe Frau, meine angebetete Wilhelmine, sagte Rietz, indem er mit einem lauten Lachen in das Zimmer eintrat. Du siehst in mir, mein theures Weib, den Geheimkämmerer und Tresorier, wie er frisch als neugebackene Semmel aus dem Ofen der königlichen Gnade hervorkommt.

Gehen Sie hinaus, Jean, befahl Wilhelmine

dem Diener, welcher zögernd, und vielleicht von seiner Neugierde zurückgehalten, sich im Zimmer noch zu schaffen machte.

Nein, meine geliebte Frau, sagte Rietz, indem er den Diener zu sich winkte, gestatte gütigst, daß Jean noch einen Augenblick bleibe, bis ich ihm meine Befehle ertheilt habe. Jean, ich bin hungrig und durstig, und muß durchaus etwas essen. Bringe mir also rasch einiges Genießbare hierher, etwa eine Gänseleberpastete, oder einen Fasan, oder beides zusammen. Auch etwas Caviar und ein Stückchen Wildbraten bringe hierher. Und dann laß mir eine Flasche Champagner von der besten Sorte heraufholen und stelle ihn in Eis, denn es ist heute abscheulich warm, und ich bedarf der Kühlung. Eile Dich, Jean, und schaffe mir alle die Sachen hierher.

Der Bediente erwiderte nichts, sondern schaute fragend zu seiner Herrin hin. Rietz fing diesen Blick auf und lachte laut. Ich glaube wahrhaftig, rief er, daß der närrische Kerl sich untersteht, mir, seinem Herrn, nicht gehorchen zu wollen!

Verzeihung, murmelte der Diener schüchtern, ich bin von der Madame engagirt worden.

Ja freilich; aber Du weißt doch, Du Schlin=

gel, daß ich der Herr hier bin, daß die Madame meine Frau ist, und —

Genug, unterbrach ihn Wilhelmine ernst. Serviren Sie im Speisezimmer, Jean, und beeilen Sie sich!

Brav gesprochen, Wilhelmine, laß Dich küssen dafür, mein Schatz! rief Rietz, indem er, während der Bediente die Thür öffnete, mit ausgebreiteten Armen auf seine Gemahlin zuschritt. Aber kaum hatte die Thür sich geschlossen, als er seine Arme niedersinken ließ und scheu zurückwich vor Wilhelminen, welche mit zürnender Miene und blitzenden Augen ihm gegenüberstand.

Mein Herr! sagte sie mit halblauter, vor Unmuth zitternder Stimme; mein Herr! Ich verbiete Ihnen, sich solcher Freiheiten zu erdreisten und eine solche vertrauliche Sprache im Beisein meines Dieners zu führen.

Aber, Madame, erwiderte Rietz lächelnd, ich kann sie ja eben nur im Beisein Ihres Dieners führen, und sie paßt doch, wie ich glaube, ganz gut zu meiner Rolle. Ich habe die Ehre, vor der Welt als Ihr Gemahl zu figuriren, folglich muß ich auch vor der Welt meine Rolle mit Anstand spielen und beweisen, daß wir ein sehr glückliches und zufriedenes Ehepaar sind, denn die

Bosheit und Mißgunst der Menschen ist gar arg, und wenn sie nur merkten, daß ich weniger zärtlich zu Ihnen spräche, so würden Ihre Feinde sicherlich gleich das Gerücht aussprengen, Sie lebten mit mir in einer unglücklichen Ehe.

Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß ich keine Lust habe zu scherzen, rief Wilhelmine ungeduldig. Haben Sie also die Güte, ernsthaft zu sein. Da wir jetzt allein sind, bitte ich, die alberne Farce unserer sogenannten Ehe nicht weiter zu spielen.

Schlimm genug für mich, daß es nur eine Farce ist, seufzte Rietz emphatisch; ich wollte — Der zürnende Blick, den Wilhelmine auf ihn schleuderte, hielt seine Worte zurück, und er nahm schnell eine melancholische, devote Miene an. Ich schweige, Madame, ich schweige, sagte er, sich mit komischem Pathos tief verneigend. Ich bin jetzt nur noch Ihr unterthäniger Knecht, und da ich Ihnen devotest meine Huldigung dargebracht habe, ziehe ich mich zurück, denn der Glanz der Sonne hat meine Augen geblendet.

Er kreuzte die Arme über der Brust, neigte sich, wie es die Sclaven des Orients thun, tief zur Erde vor seiner Herrin, erhob sich dann und sprang mit einem raschen Satze nach der Thüre hin.

Wohin wollen Sie, mein Herr? fragte Wilhelmine. Warum bleiben Sie denn nicht hier?

Kann nicht, Herrin, sagte er demüthig. Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan! Der Mohr kann gehen! So heißt es nämlich in dem neuen Stück von dem Monsieur Schiller, das neulich hier auf dem Theater aufgeführt wurde.

Aber Sie haben noch nicht Ihre Schuldigkeit gethan, sagte Wilhelmine mit einem unwillkürlichen Lächeln, Sie haben mir noch nicht Ihren Auftrag ausgerichtet.

Was für einen Auftrag? fragte Rietz mit dem Anschein der Verwunderung.

Nun, den Auftrag von Seiner Majestät. Denn Er ist es doch ohne Zweifel, der Sie hierher geschickt hat?

Ah, das ist wahr, sagte Rietz gleichgültig. Ja, das ist wahr, das vergaß ich. Guter Gott, ich habe heute so viele Aufträge, bin nach so vielen Damen geschickt worden, daß ich das Eine über dem Andern vergesse. Ich spiele jetzt eine sehr wichtige Rolle, ich bin der Figaro meines Herrn Almaviva, der Figaro, der seinem Herrn helfen muß, seine schöne Cousine zu entführen. Sie kennen doch das Stück, das allerliebste,

nichtswürdige Stück, das in Frankreich, und natürlich bei uns, so viel Furore gemacht hat?

Ja, ich kenne es, und ich bitte Sie, Rietz, spannen Sie mich nicht auf die Folter mit Ihren Drolerien! Was sagte der König? Was für Aufträge hat er Ihnen gegeben?

Oh, Madame! Sie werden doch nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen die Aufträge, welche mir der Graf Almaviva gegeben, verrathen soll? rief Figaro Rietz mit edler Entrüstung. Nur das, was meine schöne Susanna anbetrifft, habe ich zu berichten, und das ist: Seine Majestät werden heute Abend hierher kommen, und seine Zimmer sollen für ihn in Bereitschaft gesetzt werden, denn Seine Majestät wollen den Thee hier einnehmen, und dann in dem kleinen Laboratorium noch Einiges arbeiten und brauen.

Das Antlitz Wilhelminens, welches vorher so leuchtend und hell gewesen, verdüsterte sich bei den letzten Worten des Herrn Geheim-Kämmerers.

Der König will im Laboratorium arbeiten? sagte sie. Er kommt also nicht allein?

Er kommt allein, aber ich vermuthe, daß seine Gehülfen und Lehrer, die beiden großen Helden der unsichtbaren Loge, später hierher zu

kommen gedenken, um Seiner Majestät etwas Hokus Pokus vorzumachen, — das heißt, ich drücke mich falsch aus, — ich wollte sagen, um mit Seiner Majestät ein wenig in den geheimen Wissenschaften zu arbeiten. Ja, ja, die beiden großen Erleuchteten wollen hierher kommen, und wenn ich Ihnen also einen Rath geben könnte — Aber nein, eine so kluge und erleuchtete Dame, wie Sie, bedarf gar keines Rathes von einem so dummen und ungewitzigten Kerl, wie ich es bin. Ich schweige also und ziehe mich zurück, um meinen Leib wenigstens zu stärken, da mein Geist von so schwacher Constitution ist, daß bei ihm alle Mühe vergeblich wäre. Gnädigste Königin, haben Sie die Gnade, mich zu entlassen!

Er machte eine ceremonielle Verbeugung und zog sich dann, rückwärts gehend, nach der Thür zurück.

Bleiben Sie, Rietz, befahl Wilhelmine gebieterisch.

Unmöglich, Königin. Mein Auftrag ist ausgeführt, und der Mohr kann nicht blos, sondern will auch gehen.

Bleiben Sie, Rietz, ich bitte Sie darum, sagte Wilhelmine jetzt, ihm einen Schritt näher tretend.

Aber Rietz zuckte die Achseln. Wenn der Magen befiehlt, helfen auch die Bitten der schönsten Frau nichts.

Nun so gehen Sie und essen Sie, rief Wilhelmine ungeduldig. Und wenn Sie gegessen haben, kehren Sie zu mir zurück!

Geht auch nicht an, Königin! Muß sogleich gen Potsdam reiten, wo ich mit Ihrer Majestät der Königin, das heißt mit Ihrer Majestät der rechten Hand, eine wichtige, geheime Conferenz auf Befehl des Königs zu halten habe. Muß also gleich, nachdem ich gegessen habe, wieder absegeln und die Anker lichten, wie —

Nun denn, sagte Wilhelmine entschlossen, so werde ich Sie in das Speisezimmer begleiten, und während Sie essen, können wir plaudern.

Bravo! Bravo! Das war's, was ich wollte! lachte Rietz. Die Dienerschaft soll sehen, in welchem himmlischen Einverständniß wir miteinander leben und wie meine Frau Gemahlin jede Minute benutzt, um mit mir zusammen sein zu können. Geben Sie mir Ihren Arm, Madame, und führen Sie mich in's Speisezimmer.

Sie nahm mit einem gezwungenen Lächeln seinen Arm, und ließ sich von ihm durch den Salon in das daneben befindliche Speisezimmer

geleiten. Jean hatte einen kleinen Tisch mit allerlei Leckerbissen, Pasteten und Braten arrangirt, und war jetzt am Buffet damit beschäftigt, den Champagner in Eis zu frappiren.

Stelle auch eine Flasche Rheinwein in Eis, Jean, rief Rietz gebieterisch, indem er sich behaglich auf den Sessel niedergleiten ließ, und es seiner „Frau Gemahlin“ überließ, sich selber einen Sessel heranzutragen zu dem Tisch, vor welchem Rietz aber schon eine Trüffelpastete in Angriff genommen hatte.

Wundervoll, sagte er, nachdem er chweigend einige Bissen gegessen hatte, ich sage Dir, meine theuerste Wilhelmine, es geht nichts über eine Trüffelpastete!

Wilhelmine wandte sich mit einer ungeduldigen Bewegung zu dem Diener, der den Wein im Eiskühler drehte. Sie können jetzt gehen, Jean, der Herr wird sich allein bedienen.

Und mein Champagner? fragte Rietz. Aber Wilhelmine winkte mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thüre hin, und Jean beeilte sich hinauszugehen.

So, sagte Wilhelmine aufathmend, jetzt sind wir allein. Jetzt reden Sie, mein Herr. Sie wollten mir einen guten Rath ertheilen.

Madame, erwiderte Rietz, einen von Trüffeln duftenden Bissen zu seinem Munde führend, Madame, in diesem Augenblicke kann ich Ihnen nur den Rath geben, von dieser Trüffelpastete zu essen, denn sie ist vortrefflich!

Sie sind grausam! rief Wilhelmine. Sie spannen mich auf die Folter!

Sagen Sie vielmehr, Madame, daß Sie grausam sind, erwiderte Rietz, indem er aufstand und sich den Eiskühler mit dem Champagner vom Buffet herbeiholte. Es ist wahrhaftig grausam, einen Menschen zu zwingen, mitten in den Hochgenüssen der Tafel aufstehen zu müssen und sich selber zu bedienen. Der Champagner schmeckt nicht, wenn man ihn sich selber einschenken muß.

Mein Herr, ich werde Ihnen einschenken, ich werde Sie bedienen, rief Wilhelmine lebhaft, indem sie aufsprang und die Champagnerflasche nahm.

Rietz nickte wohlgefällig. So ist's recht, rief er. Das ist pikant und wird mir das Mahl würzen. Die allmächtige Königin der linken Hand bedient ihren unterthänigen Gemahl der linken Hand. Die Herrin wird Sclavin, der Sclave wird Herr! Ist das nicht ein allerliebstes Räthsel? Aber ich sage Ihnen, Madame, es ist

nicht das letzte Räthsel, welches wir aufgeben werden! Oh, oh, es werden jetzt sehr viele Räthsel aufgegeben werden, und manche Menschen würden sehr glücklich sein, wenn sie die richtige Lösung finden könnten.

Sie wollten mir einen guten Rath geben in Bezug auf die beiden Favoriten, sagte Wilhelmine mit einem Lächeln, das ihrem stolzen Herzen schwer ward. Reden Sie also, mein lieber Herr Rietz! Ertheilen Sie mir Ihren Rath.

Rietz hob sein Glas empor, und schaute mit einem stillen Lachen den aufsteigenden Bläschen des Champagners zu. Das erinnert mich an meinen alten Freund, den Bürgermeister von Stargard, meinem lieben Geburtsorte, sagte er. Der gute Bürgermeister Funk war ein echtes Pommerkind, der das Hochdeutsche verachtete und selbst mit seinem König nur Plattdeutsch gesprochen haben würde. Plattdütsch spreken und zu Mittag essen war seine Leidenschaft, und ich hab' manchmal, wenn ich ihn mit so andächtigem und verklärtem Gesicht an seinem Eßtische sitzen sah, gedacht, der alte Herr bilde sich ein, daß er in der Kirche sei und als Priester die Sacramente austheile, denn mit solcher himmlischen Ruhe lag

er den Freuden der Tafel ob, und nichts auf der Welt durfte ihn darin stören.

Aber ich begreife nicht, rief Wilhelmine, was die Erinnerungen Ihrer glücklichen Jugendzeit mit dem Rathe, den Sie mir ertheilen wollten, für Zusammenhang hat.

Sie werden das gleich begreifen, Königin, sagte Rietz, langsam sein Glas leerend. Erlauben Sie mir immerhin, noch ein bischen bei den Erinnerungen an meinen lieben alten Herrn zu verweilen. Denn Sie müssen wissen, er war mein Herr, der liebe alte Bürgermeister, ich habe bei ihm die Künste eines Kammerdieners, Schreibers und Vertrauten gelernt, und alle die kleinen Kunstgriffe und Listen, durch welche ein Kammerdiener sich zum Factotum seines Herrn macht. Der König ist wahrlich dem alten Bürgermeister sehr viel Dank schuldig, denn ohne ihn wäre er nie in den Besitz eines so ausgezeichneten Factotums gekommen, wie es der Geheimkämmerer und Tresorier Rietz ist. Nebenbei lernte ich aber noch von meinem guten alten Herrn, wie man ein Gourmand wird, was für Vorkenntnisse und wie viele praktische Studien dazu gehören, um sich zu der erhabenen Höhe aufzuschwingen, welche dazu berechtigt, daß man sich einen Gourmand

nennen darf. Mein alter Herr, der mit Recht den hohen Titel eines Gourmands führen konnte, hat mir die schönsten und strengsten Grundsätze beigebracht. Dann geschah's wohl, daß mitten in unseren Gesprächen, und während der alte Herr verdaute, behaglich den schwarzen Mocca schlürfte, und Rauchwolken aus der langen Pfeife blies, daß dann irgend einer von den Bürgern der Stadt sich anmelden ließ, um in seiner Bedrängniß von seinem Bürgermeister sich Rath oder Hülfe zu holen. Aber dann hätten Sie den Zorn und die Wuth des alten Herrn sehen sollen. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, und schrie wüthend: Wat? Ick sall Roth geben? Noh Disch un umsüß? Was so viel heißen soll, als: Was, ich soll Rath geben? Nach Tisch und umsonst?

Ach, rief Wilhelmine, ich fange an zu verstehen!

Wahrhaftig, das trifft sich glücklich, lachte Rietz, indem er Wilhelminen das leere Champagnerglas hinhielt, um es von ihr füllen zu lassen. Also Sie fangen an zu begreifen, daß es eine sehr schöne und passende Redensart ist: Noh Disch un umsüß?

Ja, ich will Ihnen gleich den Beweis davon

geben! Mein Herr, was verlangen Sie für Ihren guten Rath?

Brava, Brava! rief Rietz, mit den Gläsern aneinander klingend. Brava! Vortrefflich gesungen, meine Prima Donna! Nun werden wir uns verstehen, und wenn Sie erlauben, wollen wir jetzt ernsthaft mit einander reden. Madame, wollen Sie mit mir ein Schutz- und Trutzbündniß abschließen? Antworten Sie noch nicht! Ich will durchaus nicht, daß Sie die Katze im Sack kaufen sollen; Sie sollen mich erst verstehen, ehe Sie sich entscheiden. Wir stehen jetzt am Eingang einer neuen Zeit, und den meisten Menschen ist die Zukunft wie ein Buch, dessen geheimnißvolle Schrift sie nicht lesen können. Ich bilde mir ein, daß ich ein wenig davon lesen kann, und ich will Ihnen sagen, was in dem Buche steht. Ich lese darin, daß Preußen jetzt von einem Könige regiert werden wird, der Alles kann, nur Eins nicht, sich selbst regieren, sondern der wie weiches Wachs ist in den Händen Derer, die ihn zu behandeln wissen.

Aber, mein Herr, rief Wilhelmine, Sie wagen es, so unehrerbietig von Ihrem König —

Madame, unterbrach sie Rietz achselzuckend, geben Sie sich doch keine Mühe! Für den Kam-

merdiener und für die Maitresse — pardon für dieses Wort, Königin — ist auch der erhabenste König nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, und wenn wir Beide allein sind, brauchen wir uns nicht zu geniren. Der König, sage ich, wird regiert werden. Es fragt sich nur, von wem? Es fragt sich, ob der Kammerdiener und die Maitresse dieses glückliche und gesegnete Königreich Preußen regieren sollen, oder ob sie dieses immerhin schwierige, aber doch lohnende Geschäft den Rosenkreuzern und Dunkelmännern, den unsichtbaren Vätern und ihren sichtbaren Söhnen Bischofswerder und Wöllner überlassen wollen.

Wenn sie das thun, rief Wilhelmine lebhaft, dann werden die Maitresse wie der Kammerdiener verloren sein, denn man wird sie beseitigen!

Das ist auch meine Meinung, sagte Rietz. Die lieben Rosenkreuzer fürchten unsern Einfluß. Sie wissen, daß wir Beide zu klug sind, um an ihren Hokus Pokus zu glauben, und daß es uns Spaß macht, den König zuweilen darüber aufzuklären, daß diese mystischen Kerle ihm blauen Dunst vormachen. Ich meines Theils hasse diese frommen Heuchler, diese weisen Narren; es ist mir eben so wenig möglich, mit ihnen in Freund-

schaft zu leben, als es dem ehrlichen Hunde mit der schleichenden Katze möglich ist, und ich rechne es zu meinen größten Vergnügungen, wenn ich ihnen zuweilen einen tüchtigen Puff versetzen, und ihnen ein Stück aus ihrem Lammsfell ausreißen kann, um dem König zu zeigen, daß ein Wolf in dem weichen Lammsfell steckt.

Mir geht es ebenso, rief Wilhelmine lachend. Es ist mir auch unmöglich, mit diesen Leuten Freundschaft zu schließen, wie oft sie es mir auch angeboten, wie viele Versuche sie auch schon gemacht haben, mich zu ihrer Verbündeten zu machen. Aber mein Gott, ich mag nichts zu thun haben mit den unsichtbaren Vätern im Innern des Tempels; die sichtbaren Söhne in den äußeren Tempelhallen sind mir viel lieber, denn man weiß doch, was man an ihnen hat!

Sie sind ein himmlisches Weib, rief der Kämmerer entzückt. Wären Sie nicht meine Gemahlin, so würde ich mich auf der Stelle in Sie verlieben. Aber es ist ein Glück, daß Sie meine Gemahlin sind, denn die Verliebten sind blind, und wir müssen Beide die Augen offen halten, um nicht unversehens in die Fallen zu gerathen, welche unsere frommen Vogelsteller sehr reichlich für uns bereit halten werden. Sie oder wir,

das ist die Losung, und um diese wird gekämpft werden, unverdrossen während der glorreichen Regierung unseres Königs. Die Frömmler und Rosenkreuzer, oder — darf ich das Wort sagen, Allerschönste?

Ja, mein Freund, sagen Sie das Wort!

Also! Die Losung heißt: Die Frömmler und Rosenkreuzer, oder die Libertins und Maitressen! Ich schlage mich zu der letzteren Partei, denn da giebt es gute Diners und glänzende Feste, da herrscht das Vergnügen, da ist die Freude Königin!

Ich stehe zu Ihnen, mein Freund. Krieg und Tod den Frömmlern und Rosenkreuzern!

Heil und Segen den Libertins und Maitressen! Sie sollen regieren über Preußen! Sie sollen das Ruder des Staates lenken, und wir Beide, Wilhelmine Enke, wir Beide wollen die Anführer und Meister dieser lustigen Bande sein! Wir wollen mit einander und für einander kämpfen, und unsere gemeinschaftlichen Feinde, das sind und bleiben die Frömmler und Rosenkreuzer! Geben Sie mir die Hand darauf!

Hier ist meine Hand. Ja, unsere gemeinschaftlichen Feinde, das sind und bleiben die Frömmler und Rosenkreuzer!

Sie helfen mir, und ich helfe Ihnen! Wir beschützen einander und behüten einander. Unsere Interessen sind gemeinschaftlich, und was den Einen fördert, das fördert auch den Andern! Sie, meine schöne Wilhelmine, sind ehrgeizig, es genügt Ihnen nicht, meinen wohlklingenden Namen zu tragen. Sie wollen höher hinaus, und ich verdenke Ihnen das nicht, denn Sie sind ganz dazu geschaffen, eine Krone zu tragen, und wär's auch nur eine Grafenkrone.

Sie würde mir genügen, sagte Wilhelmine lächelnd. Und Sie, mein Freund, worin bestehen Ihre Wünsche?

Ich bin ein sehr bescheidener Mensch, und Orden und Titel verlocken mich nicht. Ich will niemals mehr werden, als ich jetzt bin, aber das, meine Königin, das möchte ich bleiben. Aus meiner Stellung möchte ich nicht verdrängt werden, vielmehr möchte ich mir die zu einem recht weichen und behaglichen Neste ausstaffiren.

Ich werde Ihnen die Dunen dazu verschaffen, rief Wilhelmine lächelnd.

Schön, aber es müssen Eiderdunen sein, meine Liebe, denn das sind die schönsten. Ich liebe einmal das Exquisite, das Ausgezeichnete, denn ich bin in allen Dingen ein Gourmand,

und wenn ich mir etwas wünschte, so wäre es, daß das ganze Leben nur aus einem einzigen Diner bestände, und daß man erst dann von der duftenden, reichbesetzten Tafel aufstände, wenn man in's Grab niedersteigen müßte. Ich bin nicht ehrgeizig, und auch nicht geizig ohne Ehr', aber Geld muß ich doch haben, viel Geld, denn zu einem behaglichen, genußreichen Leben gehört Geld, sehr viel, ungeheuer viel Geld! Bei mir also ist die Losung: Das ganze Leben ein guter Tisch, und — noh Disch nix umsüß!"

Ich glaube, das ist eine sehr weise Losung, und wenn ich sie auch nicht zu der meinigen machen kann, so werde ich sie als die Ihrige doch immer ehren, und mich für Sie danach richten.

Das wird mir sehr angenehm sein, sagte Rietz ihr zunickend, denn ich werde dann mein Ideal verwirklichen können.

Und darf man fragen, worin dies Ideal besteht?

In einem eigenen, behaglichen Hause mit einem exquisiten Koch, mit aufmerksamer, ehrerbietiger Dienerschaft, mit hübscher, comfortabler Einrichtung und einem ganz auserlesenen Mittagstisch, an dem jeden Tag vier Couverts für angenehme, heitere und vornehme Gäste bereit

liegen, und die jeden Tag auch besetzt werden. Wissen Sie, Königin, was dazu gehört, um dieses Ideal zu verwirklichen? Es gehört dazu erstens, daß mir der König ein Haus schenkt, welches gerade nur so groß ist, um von mir als behagliche Wohnung benutzt zu werden. Ich kenne ein solches Haus, es liegt am Eingang des Parkes von Sanssouci. Es hat nur fünf Zimmer, einen Salon und ein Souterrain, die Küche und ein paar Bedientenzimmer. Das ist gerade ein Haus, das sich für einen bescheidenen Menschen, wie ich es bin, paßt, und ich möcht's haben. Dann gehören dazu reiche Clienten, welche sich bei mir Raths erholen, welche Orden und Titel wünschen, und denken, daß der vertraute Kämmerer sie ihnen anschaffen könne, wenn sie ihn recht cajoliren und ihm einige Aufmerksamkeiten erweisen. Ich würde zum Beispiel, wenn ich das nette, blanke Haus bekäme, mir nur ein einziges Zimmer nothdürftig einrichten, und die anderen Zimmer alle offen und leer stehen lassen. Dann würde ich meinen Besuchern mein liebes kleines Haus zeigen, und es müßte seltsam zugehen, wenn es nicht bald recht hübsch meublirt würde. Um dies

zu erreichen, bedarf ich nur Ihrer Hülfe, meine gnädigste Gemahlin und Königin.

Und worin soll diese bestehen, mein Herr Philosoph?

Einzig darin, Angebetete, daß Sie die Bittsteller, welche zu Ihnen kommen, zu mir schicken, das heißt solche Bittsteller, welche Orden und Titel oder ein adeliges Wappen wollen, denn auf Politik lasse ich mich nicht ein, dazu bin ich nicht schlau genug, und ich speculire deshalb auch nur auf die Dummheit der Menschen. Also, Sie schicken die Dummen mit ihren Anliegen zu mir, Sie sagen ihnen, daß die Orden und Titel meine Branche sind, und daß ich allein darin etwas bei dem König ausrichten könnte. Wenn Sie das thun, so führen Sie mir nicht allein Clienten zu, welche mir mein Haus ausmeubliren, sondern Sie befördern dadurch auch mein Ansehen, Sie machen aus mir eine wichtige Respectsperson, der man schmeicheln und hofiren, und ihr Ehrfurcht und Achtung bezeigen muß, um etwas erlangen zu können. Die Folge davon wird sein, daß ich demüthige und ergebene Diener haben, und daß sich immer einige angenehme und respectable Gesellschafter für meinen Mittagstisch finden werden. Denn Sie begreifen,

daß es mir keinen Spaß machen würde, Hungerleider satt zu machen und Leute, die blos essen, weil ihnen der Magen knurrt, an meinem Tische zu füttern, sondern ich will Gäste haben, denen das Essen ein Vergnügen ist, und welche eine gute Pastete nicht als ein Nahrungsmittel, sondern als einen Hochgenuß betrachten. Wollen Sie mir also förderlich sein, alle diese Dinge zu erhalten?

Ja, mein Freund, das will ich. Aber sagen Sie mir nun auch, worin bestehen Ihre Gegenleistungen, und was werden Sie für mich thun?

Ich werde Ihr gehorsamer Diener, Ihr aufrichtiger, verschwiegener Freund, und Ihr Anhänger auf Leben und Tod sein. Ich werde, wenn die Herren Diplomaten und Politiker sich an mich wenden, und um meine Vermittelung bitten, dieselben sofort an Sie adressiren, ich werde stets Ihre Interessen im Auge haben. Wenn es jemals den Herren Bischofswerder und Wöllner gelingen sollte, Sie bei dem König zu verleumden oder aus seiner Gunst zu verdrängen, so werde ich Ihnen die Hand bieten und Ihnen hülfreich sein, das fromme Gelichter wieder in den Hintergrund zu schieben, wohin es gehört. Sie werden in allen Dingen auf mich zählen

können, und ich werde Ihre Interessen so vertreten, als wären es meine eigenen, und als ob ich wirklich die Ehre hätte zu sein, was ich leider nur scheine, der Gemahl der schönen und liebenswürdigen Wilhelmine Rietz. Aber wahrhaftig, der Name klingt schlecht, und ich werde Ihnen helfen dafür zu sorgen, daß Sie ihn bald in einen längeren und volltönenderen vertauschen. Für mich ist der Name Rietz gerade lang und gut genug, er sitzt mir warm, wie ein bequemer Schlafpelz, an den man gewöhnt, und der Einem lieber ist, wie ein enges Staatskleid. Aber für Sie, meine Allerschönste, müssen wir durchaus einen Barons- oder Grafentitel ausfindig machen. Außerdem, da mir Ihre Uneigennützigkeit und Sorglosigkeit bekannt ist in Allem, was Geld und Besitz anbelangt, so werde ich es für meine heilige Pflicht erachten, auch in dieser Beziehung Ihre Interessen zu wahren und den König zuweilen darauf aufmerksam zu machen, wenn Ihnen irgend etwas Noth thut. Zum Beispiel ein recht hübsches Palais unter den Linden in Berlin, oder ein größeres Landhaus hier in Charlottenburg, oder ein prächtiger Brillantschmuck, oder eine Erhöhung Ihres Einkommens.

Ach, mein Freund, ich werde Ihnen dafür sehr

dankbar sein, sagte Wilhelmine mit einem schwärmerischen Aufschlag ihrer schönen Augen. Aber die Hauptsache bleibt doch immer für mich, daß der König mich liebt, oder wenigstens meine Liebe nicht von sich weist und mich nicht verstößt. Ich liebe ihn, er ist der Vater meiner Kinder, er war der Geliebte meiner Jugend, und ich kann schwören, daß ich nie einen andern Mann geliebt habe, als ihn allein. Selbst meine schlimmsten Feinde können mir nicht nachsagen, daß ich jemals der Liebe meiner Jugend ungetreu gewesen oder auch nur jemals eine andere Liaison gehabt hätte, als die mit dem armen Kronprinzen, für den ich lieber gedarbt und Mangel gelitten, als die Bewerbungen des reichsten und vornehmsten Anbeters angehört habe.

Es ist wahr, sagte Rietz mit vollkommen ernsthafter Miene, man kann Ihnen keine Vorwürfe machen. Sie haben ein durchaus tadelloses und ehrbares Leben geführt, und die chronique scandaleuse hat über Sie gar nichts zu berichten gehabt.

Sie spotten über mich, seufzte Wilhelmine. Ich verstehe Ihre Worte sehr wohl. Sie wollen mir sagen, daß mein ganzes Leben außerhalb der Ehrbarkeit steht, und daß ich mit meinem

ganzen Dasein der chronique scandaleuse angehöre. Oh, streiten Sie nicht, es ist so, und Sie haben ja auch recht darin. Ich gehöre zu den Ausgestoßenen, zu denen, welche außerhalb der Gesellschaft stehen, und doch darf man von mir sagen, daß ich nicht, wie so viele angesehene und hochgeehrte Damen, mein Herz und meine Hand gegen einen vortheilhaften und reichen Ehecontract verkauft habe. Ich bin meinem Herzen und meiner Liebe gefolgt, das ist Alles, und die Welt bestraft mich dafür, indem sie einen Schlagbaum aufzieht zwischen mir und der guten Gesellschaft. Ich bin aber durchaus nicht gesonnen, mir das noch länger gefallen zu lassen. Die Geliebte des Königs hat nicht nöthig, hinter der Barrière zu stehen, während so manche Gräfin, welche an einen ungeliebten Mann um seines Titels und seines Reichthums sich verkauft und verheirathet hat, und für welche die Treue nur ein leerer Wahn ist, innerhalb des geheiligten Raumes auf der Tribüne den Ehrenplatz einnimmt. Ich will die Barrière durchbrechen, ich will, daß die Schlagbäume vor mir fallen, daß die sogenannte vornehme und exclusive Gesellschaft mich aufnehme in ihre Reihen und sich vor mir beuge. Ob sie mich hassen und verabscheuen, das ist mir ganz

gleichgiltig, aber sie sollen sich den Anschein geben, mich hochzuachten und zu respectiren. Sie sollen mich nicht allein und einsam lassen, als ob ich mitten in der Welt wie auf einer wüsten Insel lebte, gleich dem Robinson, und Gott danken müßte, wenn der König für mich zuweilen die Rolle des Freitag übernimmt und mir Gesellschaft leistet. Ich will in die Gesellschaft aufgenommen werden, ich will der Mittelpunkt derselben sein, ich will einen Salon haben, in welchem sich nicht blos Künstler und geistreiche Männer versammeln, sondern wohin auch die Damen aus der vornehmen Gesellschaft kommen. Dies ist mein Ehrgeiz, mein Traum von Glück. Ich will eine gesellschaftliche Stellung haben, all' den sogenannten exclusiven Cirkeln zum Trotz. So oft ich diesen Leuten begegnete und ihr Naserümpfen und ihr verächtliches Abwenden und ihr höhnendes Lächeln sah, habe ich zu mir selber gesagt: „Wartet nur, Ihr Stolzen, Ihr Tugendhaften, Ihr sollt doch eines Tages den Salon der Wilhelmine Rietz bevölkern und die Staffage des glänzenden Bildes ihrer Macht und Herrlichkeit sein. Wartet nur, Ihr vornehmen Herren, Ihr sollt doch eines Tags bei Wilhelmine Rietz antichambriren! Wartet nur, Ihr stolzen Tugend-

heldinnen, Ihr sollt doch eines Tages mit Wilhelmine Rietz Arm in Arm gehen und ihr den Ehrenplatz an Eurer rechten Seite bewilligen!" Sehen Sie, mit solchen Zukunftsgedanken habe ich mich viele Jahre getröstet, und mir ist die Zukunft Gegenwart geworden, und die Zeit ist gekommen, welche ich so lange ersehnte, die Zeit, wo Wilhelmine Rietz die vornehme Gesellschaft zwingen wird, ihr die verschlossenen Thüren zu öffnen und sie eintreten zu lassen in den Salon. Wollen Sie mir dabei behülflich sein?

Wahrhaftig, das will ich, und es soll mir Spaß machen, lachte Rietz. Ich will der Schlossergeselle sein, der Ihnen die Schlüssel liefert, um die verschlossene Thüre zu öffnen, und der, wenn's nicht mit Schlüsseln geht, Ihnen Dietriche und Brechstangen giebt. Ja, ja, Sie sollen hinein in den Salon. Es wird ein schweres Stück Arbeit sein, aber gerade darum wird's mir Spaß machen, Ihnen dabei behülflich zu sein, und den hochnasigen vornehmen Leuten ein Schnippchen zu schlagen. Ach, ich hasse dieses vornehme Gesindel, und es soll mir ungeheuern Spaß machen, zu sehen, wie sie sich sträuben, und wie wir sie doch zwingen werden, sich vor Ihnen zu demüthigen und Ihnen zu hofiren und zu schmeicheln.

Ja, Sie sollen und müssen den Berg hinauf, und ich will Ihnen die Hand reichen und Ihnen helfen, aufwärts zu steigen. Ich verlange aber gar nicht mit Ihnen zu steigen, bleibe lieber unten im Thal und nähre mich redlich, wie das gute alte Sprichwort sagt.

Und werden unten im Thal ein reicher Mann, während ich vielleicht oben auf der Höhe immer noch wie jetzt mit Schulden und mit Gläubigern zu kämpfen habe.

Ja, ja, sagte Rietz, Kämpfe wird es geben, mancherlei Kämpfe. Die Sorge für Ihre Schulden übernehme ich, sie werden alle bezahlt werden, und Sie müssen und sollen so dotirt werden, daß Sie nicht mehr nöthig haben, Schulden zu machen. Aber was ich nicht allein übernehmen kann, das ist der Kampf mit Ihrer schönen vornehmen Nebenbuhlerin. Das ist Frauenarbeit, da kann man nicht mit Fäusten drein schlagen, sondern nur ganz vorsichtig mit Nadelspitzen muß dieser Kampf geführt werden.

Sie sprechen von meiner Nebenbuhlerin, der schönen Julie von Voß?

Ja, Allerschönste, ich spreche von ihr, und ich will Ihnen gleich den Beweis geben, daß ich Ihr Freund bin. Ich will Ihnen erzählen, was

ich Ihnen nicht erzählen darf. Der Geheim-Kämmerer bricht das Amtsgeheimniß, aber mein Gott, Sie sind ja meine Gemahlin, und vor seiner Frau hat auch der allerverschwiegenste Mann zuletzt doch kein Geheimniß! Hören Sie also!

Und er erzählte ihr mit leiser, gedämpfter Stimme, als fürchte er, daß selbst die Wände ihn belauschen könnten, von seiner heutigen Sendung nach Schönhausen und den Aufträgen des Königs und von seiner Unterredung mit dem schönen Hoffräulein.

Wilhelmine hörte ihm mit bleichen Wangen und bebenden Lippen zu, und nur zuweilen unterbrach sie ihn mit einer hastigen Frage, einem zornigen oder drohenden Ausruf.

7.
Die Bedingungen.

Während das im Speisezimmer sich begab, saß Jean im Vorzimmer und harrte auf die Klingel, welche ihn vielleicht zu den Herrschaften herein befehlen würde. Aber keine Klingel ertönte, und Alles war so still und lautlos umher, und die Luft war so heiß und schwül in dem kleinen Gemach, und die hereinbrechende Abenddämmerung verbreitete ein so behagliches Halbdunkel darin, daß Jean der Versuchung nicht widerstehen konnte, ein wenig die Augen zu schließen und seinen Zukunftsträumen nachzuhängen. Vielleicht war's auch nur ein Traum, daß er plötzlich eine hohe, ganz in einen langen schwarzen Mantel eingehüllte Gestalt vor sich stehen sah, daß diese Gestalt ihm die Hand auf

die Schulter legte und leise ihn bei seinem Namen rief. Vielleicht sah er das Alles nur im Traum und hörte auch nur im Traum, wie der Verhüllte ihn leise fragte: Du gehörst zu dem dritten Cirkel der unsichtbaren Loge? Und er antwortete, ob im Traum oder in Wirklichkeit, darüber war er sich selber nicht klar, er antwortete: Ja, ich gehöre dazu! Weiter fragte der Verhüllte: Man hat Dich hierher gesandt mit dem Befehl, von Allem, was hier geschieht, dem Cirkeldirector genauen Bericht abzustatten und in Allem Dich seinem Willen zu unterwerfen. Bist Du dessen eingedenk? — Ich bin ein gehorsamer Knecht der Unsichtbaren, antwortete Jean ehrerbietig. Ich werde niemals meines Schwurs vergessen, denn ich weiß, daß sonst die Strafe mich ereilen, und der gerechte Zorn der unsichtbaren Väter mich zerschmettern würde. — Hat der Cirkeldirector Dir das Bundeszeichen mitgetheilt? — Ja, er hat es gethan. — Sieh hier das Bundeszeichen, sagte der Verhüllte, indem er einen Moment eine kleine dreieckige Metallplatte in seiner Hand glänzen ließ. — Ich sehe es, erwiderte Jean, indem er aufstand, und ich sehe an dem Dreieck, daß ich einen Bruder der höheren Grade

vor mir habe. Ich grüße Dich also in Ehrfurcht, Bruder Oberer.

Er verbeugte sich ehrerbietig, aber der Verhüllte neigte nur ein wenig sein Haupt, das ganz von der Kapuze des Mantels verhüllt war.

Kennst Du das Zeichen, an welchem der Ordensmeister, der Großkophta, kenntlich ist? fragte er mit leiser eindringlicher Stimme.

Ich kenne es, erwiderte Jean kaum hörbar vor innerer Bewegung.

Der Verhüllte schob nun die rechte Hand, welche er unter dem Mantel verborgen gehalten und an welcher ein großer Solitair blitzte, hervor. Sieh' hier das Zeichen, sagte er.

Jean stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und fiel auf seine Kniee nieder. Befiehl, oh Allmächtiger, murmelte er, Dein Sclave hat keinen andern Willen, als den Deinen.

Stehe auf und führe mich, befahl der Verhüllte, und sofort stand Jean wieder auf seinen Füßen. Wohin befiehlt der Erhabene, daß ich ihn führen soll? fragte er unterwürfig.

Führe mich in das kleine Gemach, welches sich neben dem Laboratorium des jetzigen Königs befindet. Führe mich aber auf solchen Wegen, daß

keines Menschen Auge mich sieht, keines Menschen Ohr mich hört.

Dann bitte ich unterthänigst erst um Erlaubniß, nachsehen zu dürfen, ob Niemand draußen auf dem Vorflur steht, sagte Jean, nach der Thür hineilend. Aber der Verhüllte folgte ihm und hielt ihn zurück. Warum da hinaus? fragte er. Warum über den Vorflur, da man doch von hier aus durch die Tapetenthür auf den kleinen Corridor kommt, der zu der geheimen Treppe führt?

Es ist wahr, ich vergaß das, sagte Jean zitternd, indem er mit einem Gemisch von Staunen und Entsetzen zu dem Erhabenen emporschaute, welcher in dem fremden, ihm unbekannten Hause so gut Bescheid wußte, daß er die geheimen Treppen und Thüren kannte.

Wenn es Eurer Erhabenheit gefällig ist, murmelte er, hier ist die Thür.

Er drückte an einem kleinen, unscheinbaren Knopf in der Tapete, und sofort sprang eine kleine Thür aus der Mauerbekleidung hervor und ließ einen Durchgang frei.

Geh' voran und führe mich, sagte der Verhüllte, indem er Jean in den Durchgang hineinschob. Wir werden leise gehen und kein Wort sprechen, denn der Corridor führt dicht an dem

Eßzimmer vorüber, in welchem Deine Herrin eben mit dem Kämmerer des Königs sich befindet, und man könnte uns hören. Vernimm also hier meine Befehle. Du führst mich über den Corridor und die geheime Treppe, schließest dann mit dem Schlüssel, welchen Du bei Dir trägst, das Laboratorium auf und läßt mich eintreten. Dann schließest Du sofort wieder die Thür ab, steckst den Schlüssel wieder zu Dir und kehrst eiligst wieder hierher in das Vorzimmer zurück. Du beobachtest aber über Alles, was geschehen, ein tiefes Schweigen, und verräthst bei Gefahr Deines Lebens und Deiner ewigen Seligkeit mit keiner Silbe, mit keiner Miene, mit keinem Winken Deiner Augen, daß Du mich gesehen.

Erhabener Meister, flüsterte Jean, ich bin nichts weiter, als Dein Sclave und Dein Geschöpf, und ich weiß, daß mein Leben nur Staub ist in Deiner Hand. Ich fürchte die Unsichtbaren und bete Dich an in Deiner Erhabenheit. Gewähre mir die Gnade, daß ich Deine Füße umfassen und aus der Berührung mir das Heil und die Segnung der ewigen Gesundheit und Kraft gewinnen kann.

Und er neigte sein Haupt auf den Boden

und küßte die Füße des Verhüllten mit inbrün-
stiger Zärtlichkeit.

Der Verhüllte neigte sich zu ihm nieder. Dir soll Gnade widerfahren, sagte er, denn Du bist ein guter und gehorsamer Knecht. Bei der näch-
sten Versammlung wirst Du erfahren, daß Du um einen Grad erhöht und einen Schritt näher gekommen bist zu den inneren Hallen des Tem-
pels. Sage kein Wort des Dankes, schweige, stehe auf und führe mich.

Jean erhob sich und schritt vorwärts, der Verhüllte folgte ihm, und Jean führte ihn, wie Seine Erhabenheit es ihm geboten, nach dem Laboratorium, ließ ihn ein, schloß die Thür wie-
der und kehrte eiligst dann wieder in das kleine Vorzimmer zurück. —

Hatte sich das Alles wirklich so begeben, oder hatte Jean nur geträumt? Er wußte es selbst nicht zu sagen, und schaute fragend und ängstlich sich um in dem kleinen Gemach. Er war ganz allein; die geheime Tapetenthür war geschlossen, Niemand war bei ihm, tiefe Stille umgab ihn, und auch in dem Eßzimmer schien es ganz still zu sein. Jean schlich leise auf den Zehen nach der Thür hin und horchte. Jetzt vernahm er das gedämpfte Gemurmel von Sprechenden und konnte

deutlich die Stimmen seiner Herrin und des Kämmerers unterscheiden. Sie schienen in einem lebhaften Gespräch begriffen, aber sie sprachen so leise, daß es Jean unmöglich war, auch nur ein einziges Wort zu verstehen.

Er hörte sie so wenig, als sie Jean's Zwiegespräch mit dem Verhüllten gehört hatten. Sie waren in der That in einem sehr lebhaften Gespräch begriffen, in einem Gespräch, welches Wilhelminens ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Rietz hatte ihr nicht blos seine Unterredung mit dem Hoffräulein erzählt, sondern er hatte ihr auch getreulich berichtet, wie der König nach Schönhausen gekommen, und wie der Herr von Voß seine Schwester beredet habe, den Besuch des Königs anzunehmen.

Woher wissen Sie das? fragte Wilhelmine achselzuckend. Ich denke mir, es wird wohl weiter keiner Ueberredung bedurft haben, und das hochnasige Fräulein wird sehr gern bereit dazu gewesen sein.

Sie irren, meine allerschönste Gräfin, ich weiß das besser, denn ich habe der ganzen Unterredung des Hoffräuleins mit ihrem Bruder zugehört.

Wie? Sie waren bei derselben zugegen?

Nicht gerade zugegen, aber ich hörte sie doch,

denn die Thüren in dem alten lumpigen Schloß in Schönhausen haben allerlei Ritzen und Spalten, und man kann, wenn man nahe steht, recht bequem durch dieselben hören und sehen.

Und Sie standen der Thür zu dem Gemache des Hoffräuleins nahe?

So nahe, daß kaum ein Blatt Papier sich zwischen uns Beide hätte drängen können.

Es war kein Mensch da, welcher den unbescheidenen Lauscher zurückdrängte von der Thür?

Im Gegentheil, es war ein menschliches Wesen in der kleinen Garderobe, in welcher ich mich befand, aber es hatte gar nichts dagegen einzuwenden, und das ist sehr einfach, denn dieses menschliche Wesen war von mir für die Erlaubniß, horchen zu dürfen, sehr gut bezahlt worden. Die Kammerzofe des Hoffräuleins liebt das Geld, und sie ist speculativ. Sie will sich gern in Berlin ein Putzgeschäft anlegen, und dazu bedarf man Geld, und sie nimmt es daher, wo sie es bekommen kann. Ich bezahle sie im Namen meines gnädigen Herrn dafür, daß sie ihrem Fräulein immer das Lob des Königs singt, und ich bezahle sie in meinem eigenen Namen dafür, daß sie mir Bericht erstattet über den Erfolg ihres Singens, und mich horchen läßt an den

Thüren, wo es etwas zu hören giebt. Es hat mich gestern freilich eine erkleckliche Summe gekostet, denn das kluge Kammerkätzchen hat sich zweimal bezahlen lassen, einmal für die Unterredung des Hoffräuleins mit ihrem Bruder, und dann zum Zweiten für die Unterredung des Königs mit dem Hoffräulein.

Wilhelmine sprang auf, und ein Ausruf des Erstaunens tönte von ihren Lippen. Sie haben der Unterredung des Königs mit dem Hoffräulein zugehört, und das sagen Sie mir erst jetzt? Ich beschwöre Sie, Rietz, mein lieber Rietz, mein bester Freund, erzählen Sie mir, sprechen Sie. Was hat der König gesagt, was hat sie ihm geantwortet?

Nix noh Disch un umsüß, sagte Rietz, indem er sich behaglich dehnte, die letzten Reste der Champagnerflasche in sein Glas träufelte und dies langsam an seine Lippen führte. Nix noh Disch un umsüß!

Sprechen Sie, mein lieber Rietz. Sagen Sie, was soll ich thun? Was wollen Sie haben?

Das allerliebste kleine Haus am Eingang des Parks von Sanssouci. Es ist auf Speculation gebaut, das heißt, ich hab's bauen lassen in der Hoffnung, daß zu der Zeit seiner Vollendung

der alte König gestorben wäre, und unser Friedrich Wilhelm den Thron bestiegen hätte. Meine Hoffnung ist nun verwirklicht, und ich frage Sie nun, gnädige Gemahlin, wollen Sie sich bei Seiner Majestät dafür verwenden, daß er mir dieses Haus zum Lohn für meine jahrelangen treuen Dienste schenkt?

Ich will mich dafür verwenden, ich will den König mit Bitten bestürmen, daß er Ihnen das Haus schenken soll.

Dann ist es so gut, als hätte ich es schon, und ich sage meiner edlen Gönnerin meinen Dank. Und jetzt, da ich schon pour avance bezahlt bin, jetzt will ich Ihnen genau den Inhalt jener wichtigen Unterredung mittheilen. Das heißt, Sie verlangen doch nicht, daß ich Ihnen alle die Liebesbetheuerungen, die Schwüre ewiger Treue wiederhole, mit welchen der König das Hoffräulein bestürmte.

Nein, ich verlange das nicht, seufzte Wilhelmine mit schmerzlich zuckender Lippe. Ich kenne das ja! Es wird ja nur eine Wiederholung dessen gewesen sein, was er mir gesagt hat! Oh, oh, die Männer! Es ist ein perfides, ein treuloses Geschlecht!

Ja wohl, sie haben diese Eigenschaften mit

der Muttermilch eingesogen, und der König Friedrich Wilhelm ist auch nur der Sohn seiner Mutter. Also, nichts von den Liebesschwüren des Königs und der edlen Entrüstung und dem Kampf zwischen Tugend und Liebe Seitens des edlen Fräuleins. Sie kennen das Alles, und wissen auch, daß solche Kämpfe immer damit enden, daß die Liebe siegt. Das schöne Fräulein gestand endlich mit vielen Thränen und Seufzern dem entzückten König, daß sie ihn lieben würde, wenn er nicht unglücklicher Weise vermählt wäre, und wenn nicht außerdem die Madame Rietz existirte. Wenn der König nichts weiter wäre als ein armer Edelmann, dann würde das Fräulein sich glücklich schätzen, die Seine zn werden, und sie würde freudig mit ihm entbehren und darben, aber sie könnte nicht die mißachtete Geliebte eines Königs sein, sie könnte nicht der edlen Königin neuen Kummer und Schmerz bereiten, und endlich wäre es ihr ganz unmöglich, eine verachtete und verhaßte Nebenbuhlerin, wie die Wilhelmine Rietz sei, neben sich zu dulden! Aber mein Gott, was fehlt Ihnen? Sie werden ja auf einmal so bleich, sie ächzen und stöhnen! Arme Frau, wenn Sie so empfindsam sind, dann muß ich allerdings schweigen.

Es ist nichts, wirklich nichts, hauchte Wilhelmine mühsam hervor Es war nur ein Krampf, und er ist schon vorüber. Sprechen Sie weiter, ich bin ganz gefaßt, ganz ruhig. Sprechen Sie! Was antwortete der König?

Er bat sie, die Bedingungen zu stellen, unter denen sie sich entschließen könne, ihm anzugehören, und das schöne und kluge Hoffräulein stellte ihre Bedingungen, indem sie versicherte, daß dieselben unwiderruflich seien, ihr Ultimatum, wie die Herren Diplomaten sagen. Wahrhaftig, närrische Bedingungen, und ich hätte beinahe laut auflachen müssen, als ich sie hörte.

Wie lauten diese Bedingungen? Bitte, sagen Sie mir dieselben, murmelte Wilhelmine, indem sie ihre Hände fest ineinander krampfte, um sie zu zwingen, daß sie nicht zitterten.

Es waren drei Bedingungen, und das Hoffräulein schwur bei dem Angedenken an ihre Mutter, welche aus Liebe zu dem Vater des Königs, dem Prinzen August Wilhelm, vor Gram gestorben sei, daß sie den König nicht eher wieder sehen und sprechen wolle, als bis er ihr die Bedingungen zu erfüllen versprochen, daß, wenn er sie nicht erfüllen wolle oder könne, das Fräu-

lein auf immer den Hof verlassen, und sich in die tiefste Einsamkeit zurückziehen wolle.

Sie ist schlau, oh, sie ist sehr schlau, murmelte Wilhelmine, ihre Hände fester ineinander krampfend. Und ihre drei Bedingungen?

Sie lauten so: Erstens, das Fräulein begehrt, daß sie förmlich und rechtskräftig von einem evangelischen Prediger dem König an die linke Hand angetraut werde. Zweitens verlangt sie, daß zuerst und vor allen Dingen die Königin, die Gemahlin der rechten Hand, ihre Zustimmung gebe, und drittens fordert sie, daß Wilhelmine Rietz nebst ihren beiden Kindern verbannt werde. Sie soll ein Gut in Lithauen zum Geschenk erhalten, mit dem strengen Befehl, dasselbe niemals zu verlassen und niemals wieder nach Berlin oder Potsdam zu kommen.

Und der König? schrie Wilhelmine mit einem schneidenden Wehelaut.

Der König bat sich vier Wochen Bedenkzeit aus, küßte ehrerbietig die Hand der stolzen Dame und zog sich zurück. Jetzt, meine Königin, jetzt wissen Sie Alles, und es ist auch für mich nun Zeit, daß ich mich zurückziehe, denn ich muß nach Potsdam zur Königin, um im Auftrag und Befehl des Königs mit ihr darüber zu con-

feriren, unter welchen Bedingungen die Königin ihre Einwilligung geben würde zu der närrischen Trauung. Aber ich begreife Sie nicht, Allerschönste! Sie machen ein so trübseliges Gesicht, als wären Sie eben schon im Begriff, nach Lithauen abzureisen, und als wären Sie es nicht, welche Macht und Gewalt hat über das Herz und die Seele des Königs. Ich meinestheils glaube ganz fest an diese Gewalt, und bin überzeugt, daß der König Sie niemals aufgeben und niemals verlassen wird. Hätte ich sonst wohl mit Ihnen das Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, rechnete ich sonst wohl darauf, daß ich Ihrer Fürsprache das hübsche kleine Haus bei Sanssouci verdanken würde? Nein, meine Allerschönste, Sie bleiben doch Königin, allen Gemahlinnen der rechten und der linken Hand zum Trotz. Nur müssen Sie nicht die Courage verlieren, und nicht ein so trauriges Gesicht machen. Denn Sie wissen wohl, die traurigen Gesichter kann unser gute Herr gar nicht ausstehen, und vor den weinenden Weibern läuft er gleich von dannen.

Es ist wahr, Sie haben Recht, sagte Wilhelmine. Ich will lachen, oh, ich will lachen!

Und sie brach in ein lautes, vibrirendes Lachen aus, in welches Rietz fröhlich mit einstimmte.

So ist's recht, rief er, so gefallen Sie mir! Sie sehen aus wie eine Löwin, welche den Räuber zerreißen will, der ihr ihr geliebtes Junges stehlen möchte. Recht so, meine Allerschönste! Wer Gott vertraut, brav um sich haut, kommt nimmermehr zu Schanden, sagte mein guter alter Bürgermeister Funk. Hauen Sie um sich, Königin, hauen Sie tüchtig um sich, und Alles wird gut gehen, und wir werden nimmermehr zu Schanden kommen. Und anjetzo habe ich die Ehre, mich zu empfehlen, gnädigste Frau Gemahlin, denn ich höre da einen Wagen vorfahren, und ich wette, das ist der König! Es ist nicht nöthig, daß Seine Majestät mich hier noch findet; ich werde also zur Hinterthür hinausschlüpfen, durch den Garten meinen Abzug halten. Addio, carissima, Addio!

Er verneigte sich ehrerbietig, warf dann mit den Spitzen seiner Finger ihr Kußhändchen hin, öffnete ein Fenster und sprang hinaus auf die Terrasse, von welcher einige Stufen hinunter führten in den Garten.

Wilhelmine schaute ihm nach mit düsteren Blicken, mit finsteren Mienen. Welch eine gemeine Seele, welch ein elender Charakter, murmelte sie, und doch muß ich es mit ihm halten,

und muß ihm freundlich sein, denn er ist mein einziger Beistand, mein einziger Freund, und ohne ihn wäre ich verloren! Und ich will nicht verloren sein! Ich will meinen Platz behaupten, will um ihn kämpfen bis zu meinem letzten Lebenshauch!

Der König! rief Jean, die Thür aufreißend. Seine Majestät ist angekommen und erwartet die gnädige Frau in ihrem Wohnzimmer.

Ich komme, sagte Wilhelmine ruhig. Eilen Sie in den Park und benachrichtigen Sie meinen Sohn und meine Tochter. Sie sind unten am Fluß, sollen aber gleich kommen, um Seine Majestät zu begrüßen.

8.

Neue Liebe.

Der König kam Wilhelminen mit einem sanften Lächeln entgegen, und da sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugen wollte, indem sie mit ceremoniellen, feierlichen Worten ihm ihren Glückwunsch darbrachte, lachte Friedrich Wilhelm, zog Wilhelmine in seine Arme und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn.

Wilhelmine erbebte, die Thränen drängten sich in ihre Augen, sie hätte aufschreien, sie hätte ihn in ihre Arme schließen und mit zärtlichen Klagen und glühenden Liebesworten den König beschwören mögen, sie nicht zu verlassen, nicht sie und ihre Kinder hinauszustoßen in die Verbannung. Aber sie überwand ihre Bewegung, sie wußte ja, daß der König keine traurigen Ge=

sichter leiden konnte, daß er vor den weinenden Frauen entfloh.

Sie hatte also den Muth zu lächeln, heiter zu sein, keine Spur von Unruhe oder Beängstigung zu zeigen, sondern mit vollkommener Unbefangenheit und Harmlosigkeit so zu sprechen, als ob in ihren Verhältnissen sich gar nichts geändert habe, sich niemals etwas ändern könne.

Friedrich Wilhelm, der anfangs unter unbefangener Außenseite seine innere Befangenheit verborgen hatte, fühlte sich wie von einem drückenden Alp befreit, da er Wilhelmine so sorglos fand. Er überließ sich froh der wohlthuenden Gesellschaft seiner schönen und anmuthigen Freundin, welche es immer so gut verstanden hatte, ihn zu erheitern und alle Sorge von ihm zu bannen. Als dann die beiden Kinder kamen, als sein Liebling, der zehnjährige Alexander zu ihm heransprang, mit seinen schönen blauen Augen den Papa König anstaunte, dann seine Arme mit inniger Zärtlichkeit um seinen Hals schlang und den Vater ohne Rücksicht auf sein Königthum innig herzte und küßte. Als die liebliche Tochter, in der vollen Jugendblüthe ihrer sechszehn Jahre das reizende Ebenbild ihrer jungen Mutter, zu ihm trat und sich auf sein

Knie setzte, dem Sohne gegenüber, der auf dem andern Knie saß. Als dann die immer noch schöne und reizende Mutter dieser beiden geliebten Kinder zu der Gruppe herantrat, und lachend, mit strahlenden Augen ihre Arme zugleich um die Kinder und den Vater schlang, da durchströmte ein Gefühl von unendlichem Wohlbehagen die Brust Friedrich Wilhelm's, und es füllten sich seine Augen mit Thränen.

Er schob sanft die beiden Kinder von seinen Knieen fort und stand auf. Geht hinunter in den Garten, meine Lieblinge. Erwartet mich in dem Rosenpavillon. Wir wollen von dort die Sonne untergehen sehen. Geht jetzt, denn ich habe mit der Mutter zu reden.

Aber es ist doch nichts Schlimmes, gnädigster Papa? fragte Alexander ängstlich. Sie haben doch meiner Mama nichts zu sagen, was sie traurig macht?

Und wenn es so wäre, fragte Friedrich Wilhelm lächelnd, was wolltest Du dagegen thun?

Wenn es so wäre, erwiderte der Knabe mit einem kecken, trotzigen Ausdruck, dann weiß ich wohl, was ich thun würde. Dann ginge ich nicht fort, dann bliebe ich hier, wenn auch der Papa befohlen hat, daß ich hinausgehen solle. Aber

dies eine, einzigste Mal könnte ich nicht gehorchen, und wenn ich auch dafür gescholten würde.

Was würde es Dir helfen, wenn Du hier bliebest, Alexander? fragte der König.

Es würde so viel helfen, Majestät, antwortete der Knabe ernst, daß meine liebe, theure Mama dann nichts erführe, was sie traurig macht und vielleicht gar sie zum Weinen bringt.

Aber wenn ich ihr nun das Traurige in Deiner Gegenwart sagte?

Das werden Sie aber nicht thun, Herr Vater! rief Alexander, seine zierliche, schlanke Gestalt hoch aufrichtend. Nein, Sie werden der Mama in meiner Gegenwart gewiß nichts Trauriges sagen, denn Sie wissen, daß ich auch anfangen würde zu weinen, wenn die Mama weint, und das würde Ihnen doch zu weh thun, wenn Ihr armer kleiner Sohn mit seiner Mama so schrecklich weinte.

Du liebst sie wohl sehr, Deine Mama?

Ja, rief der Knabe innig, indem er seine Arme fest um die Taille seiner Mutter schlang und den blonden Lockenkopf an ihren Busen lehnte, ja, ich liebe meine Mama sehr, und wenn ich sie weinen sehe, so ist es gleich, als ob mir das Herz brechen wollte, so leid thut es mir.

Und sie weint jetzt sehr oft, die liebe Mama und —

Geh. Alexander, unterbrach ihn seine Mutter rasch. Du siehst, Deine Schwester ist eine gehorsame Tochter und hat schon dem Befehl Ihres theuern Vaters gehorcht. Folge ihr also, mein Sohn, und lerne von ihr, Deinem Herrn Vater stets ohne Murren zu gehorchen.

Ja, mein Sohn, folge Deiner Schwester, sagte der König sanft. Fürchte auch nichts; ich habe Deiner Mama nichts Trauriges zu sagen.

Nun, mein gnädiger Papa, dann gehe ich, rief der Knabe, indem er die Hand seines Vaters zärtlich an seine Lippen drückte und dann mit raschen, zierlichen Sätzen durch das Zimmer hinsprang.

Der König schaute dem reizenden Knaben mit leuchtenden Blicken nach, bis die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte; dann wandte er den Blick auf Wilhelmine hin, die mit einem sanften Lächeln seinem Anschauen begegnete.

Wilhelmine, sagte er, ich bin heute eingetreten in ein neues Dasein. Aus dem armen, von Schulden geplagten Kronprinzen ist nun ein mächtiger, reicher König geworden. Die erste und heiligste Pflicht des jungen Königs ist es,

Denen seine Dankbarkeit zu beweisen, welche ihm, da er noch Kronprinz war, Liebe und Treue bewährt haben. Deshalb, Wilhelmine, warst Du mein erster Gedanke, deshalb komme ich zu Dir, um Dir zu beweisen, daß ich ein dankbares Herz habe, und daß ich der Vergangenheit nimmer vergessen werde. Du hast für mich gedarbt, für mich gelitten, die Zeit der Vergeltung, der Belohnung ist nun herangebrochen. Fordere also, sage mir frei und ohne Zurückhaltung alle Deine Wünsche, denn ich schwöre Dir, sie sollen erfüllt werden. Willst Du einen Namen, einen vornehmen Titel, willst Du Brillanten und Schätze, willst Du ein schönes Landgut haben, sprich es aus, sage es mir, denn ich bin gekommen, um endlich Dich zu belohnen, und ich bin König! Nenne mir also Deine Wünsche!

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen und mit stolzer Miene an. Du bist gekommen, um mich zu belohnen, sagte sie, und Du bist König! Was kümmert mich Dein Königthum? Der König hat nicht die Macht, mir meine Wünsche zu erfüllen!

Was wünschest Du denn? fragte er befangen.

Ich wünsche, was nicht der König, sondern

nur der Mann mir gewähren kann. Ich wünsche, daß Du mich so liebst, wie mich der Kronprinz geliebt hat. Ich begehre keine Reichthümer und keine Schätze, ich frage nichts nach Titeln und nach Landgütern. Als wir uns schwuren, daß wir einander lieben und treu sein wollten bis zum Tode, da wagtest Du nicht zu denken, daß Du mich eines Tages belohnen wolltest für meine Liebe. Als wir uns gegenseitig den Eid der Liebe und der Treue mit unserm Blute aufzeichneten, da war dies der Ehecontract unserer Herzen, und dieser Contract bestand nur aus Einem Paragraphen. Er sicherte nur Jedem von uns Beiden die Liebe und Treue des Andern als Mitgift zu. Lasse mir diese Mitgift, Friedrich Wilhelm, und behalte Deine Schätze, Deine Titel und Landgüter für Deine Günstlinge, Favoriten und Schmeichler. Solche Dinge sind gut genug für die, aber nicht für mich, nicht für die Mutter Deiner Kinder! Lasse mir meine Mitgift, Friedrich, bewahre mir Deine Liebe und Treue!

Der König senkte vor ihren großen, flammenden Augen den Blick verlegen nieder, und schien es nicht zu gewahren, daß sie ihm ihre beiden Hände mit einer flehenden Geberde entgegen

streckte. Er wandte sich ab, und ging langsam, gesenkten Hauptes im Zimmer auf und ab.

Wilhelminens Hände sanken nieder und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer beklemmten Brust. Die Entscheidung ist da, sagte sie zu sich selber. Sie soll mich entschlossen und kampfbereit finden.

Plötzlich blieb der König vor ihr stehen, und sein hübsches und gutes Gesicht leuchtete auf in einem Strahl von ernster Entschlossenheit.

Wilhelmine, sagte er, ich stehe auf der Schwelle einer großen, erhabenen Zukunft, und ich will nicht mit einer Lüge dieselbe überschreiten. Es soll Wahrheit zwischen uns sein, ganze, volle Wahrheit! Bist Du bereit, dieselbe zu hören?

Ich bin bereit, sagte Wilhelmine ernst. Ich will lieber sterben an der Wahrheit, als leben von der Lüge.

Komm, Wilhelmine, fuhr der König fort, indem er ihr die Hand reichte. Wir wollen uns da auf den Divan niedersetzen, auf welchem wir so oft in ernsten und traulichen Gesprächen nebeneinander gesessen. Wir wollen auch heute so zu einander sprechen, und unsere Herzen sollen sich einander erschließen in ehrlichem und innigem Vertrauen.

Er geleitete sie zu dem Divan hin, und nahm auf demselben neben ihr Platz. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und es drang wie ein Schluchzen aus ihrer Brust hervor.

Sprich noch nicht, flüsterte sie. Laß mich noch einen Moment so ruhen und der schönen Vergangenheit gedenken, jetzt, da die Zukunft mit so vielen glänzenden Hoffnungen Dir winkt. Ach, ich habe nicht den Muth, sie anzuschauen, und ich komme mir vor, als gehörte ich zu den Unglücklichen, von welchen Dante erzählt, daß sie vorwärts schreiten mit rückwärts gewandten Gesichtern, und daß sie nicht sehen, was kommt, sondern nur, was gewesen ist und was hinter ihnen liegt. Ach, gleich ihnen sehe auch ich nur, was hinter mir liegt. Ich sehe uns Beide jung, glücklich und froh, denn über uns leuchtete der Stern unserer jungen Liebe. Ich sehe Dich neben mir als meinen Lehrmeister, der mich unterrichtet und meinen Geist zu bilden trachtet. Weißt Du noch, Friedrich, wie Du mich unterrichtet hast in der italienischen Sprache? Mit Dir habe ich den Dante gelesen, Du hast mir dieses grauenvolle Bild von den rückwärts gewandten Gesichtern erklärt. Soll ich nun auch durch Dich in Wirklichkeit erfahren, was Du mir damals erläutert

hast im Gedicht? Soll ich schaudernd den Anblick der Zukunft meiden, und nur leben und zehren von dem Anschauen dessen, was gewesen ist und was hinter mir liegt? Sage mir, Friedrich, ist es denn wahr, ist es denn möglich? Liegt denn die Liebe mit all' ihrem Glück, ihrer Beseligung wirklich nur hinter uns, und nicht mehr vor uns? Aber nein, nein, sage es noch nicht, rief sie angstvoll, als er jetzt sprechen wollte, laß uns noch einen Augenblick stille sein und träumen, da wir doch, wie Du sagst, auf der Schwelle einer neuen Zeit stehen.

Sie schwieg und neigte ihr Haupt tiefer an die Brust Friedrich Wilhelm's, der sanft seine Hand um ihren Hals legte und sie an sich drückte. Eine lange Pause trat ein; durch die Fenster drang ein letzter Strahl der untergehenden Sonne in das Gemach, zog einen goldglühenden, zitternden Streifen durch dasselbe und beleuchtete das Haupt des armen Weibes, welches zitternd an der Brust ihres Geliebten lehnte.

Der letzte Strahl der untergehenden Sonne! Die Geister der Erinnerung zitterten und tanzten auf ihm, die Tage, welche gewesen, leuchteten auf in diesem letzten Strahl und verloschen mit ihm.

Ach, seufzte der König nach einer langen Pause, warum ist doch das Menschenherz so schwach, warum behält es nicht wie der Brillant seine leuchtenden Farben und seinen blitzenden Glanz. Warum schwindet der Glanz und das Feuer der Liebe! Warum hat das Schicksal gewollt, daß Alles dem Wechsel unterworfen sei, auch die Liebe?

Wilhelmine hob ihr Haupt empor — die Stunde der Wehmuth war überwunden, sie hatte jetzt den Muth, vorwärts zu schauen, und die Schwelle der neuen Zeit zu überschreiten. Was wird sie ihr bringen? Wird sie dunkel sein, wird die Sonne untergegangen sein für ihr Leben, wie sie es für das dämmernde Gemach ist, in welchem sie sich jetzt befindet neben dem Manne, der einst *sie* seines Lebens Sonne genannt, und nun neben ihr weilt in Nacht und Dunkelheit?

Du liebst mich nicht mehr, Friedrich Wilhelm, sag's nur gerade heraus, Du liebst mich nicht mehr?

Ich liebe Dich, Wilhelmine, gewiß, ich liebe Dich recht herzlich, recht innig.

Sie stieß einen lauten Schrei aus und drückte die Hand auf ihr Herz. Wie verschieden war

diese kühle Liebesversicherung von den glühenden Betheuerungen früherer Tage!

Weiter nur, Friedrich, weiter! Ich bin bereit, Alles zu hören! Du liebst mich recht herzlich, recht innig, sagst Du?

Ja, Wilhelmine, und Gott ist mein Zeuge, daß dies die Wahrheit ist! Ich möchte Alles thun, Alles, um Dich glücklich zu machen!

Alles! Nur das Eine nicht! Nur mich nicht lieben, wie Du es sonst gethan!

Ach, Wilhelmine, der Mensch ist eben nur ein Mensch, und kein Gott! Nichts ist an ihm ewig und unsterblich, auch die Liebe nicht; jene Liebe nicht, welche aufjauchzt in glühender Leidenschaft, und nur beseligt ist durch den Besitz des geliebten, angebeteten Gegenstandes. Der Besitz aber, der ersehnte Besitz, der ist es eben, welcher die Liebe tödtet. Uns reizt nur, was wir ersehnen, und wenn das Ersehnte uns zur Gewohnheit geworden, so macht die Gewohnheit uns gleichgültig. Es ist herzzerreißend, daß es so ist, aber es ist so! Wir können die Menschennatur nicht ändern, denn Menschen sind wir Alle!

Worte, Worte, murmelte sie beklommen. Sage doch Alles auf Einmal. Du liebst mich nicht? Du liebst eine Andere? Beantworte mir die

zwei Fragen, ich beschwöre Dich, beantworte sie mir!

Ich will es, Wilhelmine. Ich liebe Dich nicht mehr, sagst Du. Es ist wahr, ich liebe Dich nicht mehr so, wie ich Dich einst geliebt habe, aber vielleicht noch mehr, vielleicht besser und reiner! Ich liebe Dich nicht mehr, aber ich hege für Dich die größte, die innigste Freundschaft. Die Liebe ist wie die Sonne, die mit dem Morgen hell aufglänzt und am Abend verschwindet. Die Freundschaft ist wie der Abendstern, der immer da ist, nur daß wir ihn nicht sehen können, so lange er von dem Glanz der Sonne überstrahlt wird. Für uns, Wilhelmine, ist die Sonne endlich untergegangen, denn sie hat uns lange, lange Jahre geschienen, und da muß es schon endlich einmal Nacht werden, und Du kannst es ihr nicht verargen, daß sie untergeht. Aber der Abendstern leuchtet noch an unserem Nachthimmel, und er wird da ewig leuchten! Ich bitte Dich, Wilhelmine, sei jetzt kein schwaches, kein gewöhnliches Weib! Ergehe Dich nicht in empfindsamen, verliebten Klagen, sondern fasse die Dinge in's Auge, wie sie sind. Sei groß und überwinde die kleinliche Eitelkeit der Frau, welche sich beleidigt fühlt, wenn die Verliebtheit und die zärtliche

Sehnsucht des Mannes verkühlt ist. Ich liebe Dich nicht; und da ich ein Mann bin, und da das Herz immer jung bleibt für eine neue Liebe, so will ich Dir auch dies noch gestehen: ich liebe eine Andere! Still, still, unterbrich mich nicht mit Klagen und Vorwürfen. Wir können es Beide nicht ändern, wir müssen nur den Muth haben, der Wahrheit in's Angesicht zu schauen! Ja, ich liebe eine Andere, liebe sie eben so heiß, wie ich Dich dereinst geliebt habe, aber — ich glaube jetzt nicht mehr an die Ewigkeit des Empfindens, ich weiß, daß alle Liebe vergeht, und darum sage ich auch nicht mehr zu der neuen Geliebten, wie ich es einst zu Dir gesagt habe: „Ich will Dich lieben, so lange ich lebe," sondern ich sage nur: „Ich will Dich lieben, so lange mein Herz es vermag! „Ich weiß, es wird ein Tag kommen, wo ich dieser Liebe überdrüssig bin, aber niemals, niemals, Wilhelmine, wird ein Tag kommen, wo die Freundschaft, welche ich für Dich empfinde, erkalten könnte, wo ich gleichgültig werden könnte gegen diejenige, welche ich einst so heiß geliebt habe, welcher ich die schönsten und glücklichsten Jahre meiner Jugend danke! Oh, Wilhelmine, ich weiß, es wird eine Zeit kommen, wo mein Herz abgestumpft sein wird

gegen alle Liebe und gegen alle Frauen. Aber für Dich wird es immer noch seine Wärme und sein Leben bewahren, denn die Tage meiner Jugend werden mir leuchten von Deiner Stirn, und die Erinnerungen glücklicher Jahre binden mich fester an Dich, als alle Schwüre der Liebe mich an andere Frauen binden könnten. Sei nur so groß, so tapfer und klug, wie Du es immer gewesen, vergieb mir die menschliche Schwäche, entsage meiner Liebe, und nimm meine Freundschaft an, meine treue, ewige, unvergängliche Freundschaft.

Freundschaft! wiederholte sie mit einem höhnischen Lachen. Mich friert, wenn ich das Wort höre. Du hast mir glühenden Wein versprochen, und nun willst Du mein dürstendes Herz mit kaltem Wasser tränken!

Des Weines wird man überdrüssig, Wilhelmine! Der himmlischen Berauschung folgt der höchst irdische Katzenjammer, aber das ewig frische Quellwasser, das erhält frisch und stark, das stillt den Durst, ohne zu berauschen, das macht gesund und beruhigt das Herz.

Oder macht es erfrieren und zu Eis erstarren, warf Wilhelmine ein.

Nicht doch, es giebt neue Lebenswärme! So ist es auch mit der Freundschaft, Wilhelmine.

Das heißt, schluchzte sie, das heißt, Du willst mich verstoßen, willst mich in die Verbannung schicken? Ich soll einer Nebenbuhlerin weichen müssen?

Nein, das sollst Du nicht! rief er lebhaft. Nein, Du sollst nur einwilligen, meine Freundin zu sein, Dich zu erheben über jede kleinliche Eifersucht, und klug und weise Dich zu fügen in das Unvermeidliche. Nur, wenn Du das nicht vermagst, Wilhelmine, nur wenn Du statt der klugen Freundin die Rolle der eifersüchtigen Orsina spielen und mir Scenen bereiten willst, nur dann müßte ich zu meinem eigenen tiefen Schmerz mich von Dir trennen, dem Umgang mit der theuern Freundin entsagen und —

Nein, rief sie, mit einem Aufschrei des Entsetzens ihn fest in ihre Arme schließend, nein, ich kann nicht leben ohne Dich, und ich will nicht mit meinen armen, meinen geliebten Kindern in die Verbannung gehen!

Mit Deinen Kindern, wiederholte der König. Wer denkt daran, diese Kinder in die Verbannung zu schicken?

Hältst Du es nicht für möglich, daß Du mich

verstößt und in die Verbannung schickst? Nun, wo ich bin, da werden auch meine Kinder sein!

Wo Du bist, Wilhelmine, da wird auch Deine Tochter sein, das ist gesetzlich, das ist natürlich. Aber der Sohn gehört dem Vater, und was auch uns trennen und scheiden möge, mein Sohn Alexander darf nicht von mir gehen, mein lieber, schöner Knabe bleibt bei mir.

Er sah nicht, wie die Augen Wilhelminens leuchteten, wie ein kühner Entschluß aufblitzte aus ihrer Seele. Es war ganz dunkel geworden um sie her, — die Sonne war untergegangen in ihnen und um sie!

Wilhelmine legte ihre Hand auf Friedrich Wilhelm's Schulter. Wir stehen auf der Schwelle einer neuen Zeit, sagte sie, unser Sohn soll nun entscheiden zwischen Dir und mir. In seine Hand lege ich mein Geschick, und will es hinnehmen, als käme es von Gott. Wir wollen ihn rufen, und er soll wählen zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Wenn er mich verlassen und bei Dir bleiben will, dann will ich mein Haupt beugen in Demuth und will bleiben, und will mir genügen lassen an Deiner Freundschaft, und will im Dunkeln und im Schatten von ferne stehen, während meine glückliche, ge-

liebte Nebenbuhlerin im Glanze des Glückes und der Liebe an Deiner Seite wandelt. — Aber wenn mein Sohn mit mir gehen will, mit seiner Mutter, dann will ich wie Hagar hinausgehen in die Wüste, aber ich will nicht klagen und mich nicht unglücklich fühlen, denn ich habe meinen Sohn an meiner Seite, meinen Sohn, welcher das Ebenbild ist seines Vaters, meinen Sohn, in welchem ich seinen Vater liebe!

Wohlan, es sei so, rief der König. Unser Sohn soll entscheiden. Geh', und hole ihn her.

Nein, ich will ihn nur in Deiner Gegenwart sehen, Du könntest sonst meinen, ich habe auf seinen Entschluß eingewirkt. Erlaube, daß ich ihn rufen lasse.

Sie klingelte, und befahl dem eintretenden Diener, Licht zu bringen und den „jungen Herrn" zu ersuchen, sogleich zu Seiner Majestät zu kommen.

Wir werden nun erfahren, was das Schicksal über mich bestimmt hat, sagte Wilhelmine, als der Diener hinausgegangen war. Denn das Schicksal wird zu mir sprechen durch den Mund meines Sohnes!

9.

Die Entscheidung.

Einige Minuten waren kaum vergangen, als die Thüre des nun erleuchteten Gemachs geöffnet ward und der Sohn Wilhelminens eintrat. Mit gerötheten Wangen und mit unmuthiger Miene schritt er zu dem König hin, der dem schönen Knaben mit zärtlichen Blicken entgegen schaute.

Gnädiger Herr Vater, sagte er, Sie versprachen, uns in der Rosenlaube unten am Fluß aufzusuchen, und wir haben gewartet und gewartet, aber vergebens! Die Sonne ist prachtvoll untergegangen, und es sah himmlisch aus, wie sie auf einmal so herunter plumpste in's Wasser, aber Sie sind nicht gekommen und haben der lieben Sonne nicht gute Nacht gesagt. Warum

nicht? Ich denke, ein König muß immer Wort halten, und Sie hatten mir doch versprochen, zu kommen?

Nun, nun, mein gestrenger Herr, lächelte der König, ich bitte um Vergebung. Aber ich hatte Nothwendiges mit Deiner Frau Mutter zu sprechen, und Du wirst also wohl die Güte haben, mich zu entschuldigen.

Der Knabe wandte die großen blauen Augen mit einem fragenden Ausdruck auf seine Mutter hin. War's nothwendig, Mama?

Der König lachte hell auf. Wahrhaftig, rief er, Du bist wie ein Großinquisitor, mein kleiner Alexander, und man könnte sich wirklich vor Dir fürchten. Aber Sie haben ja Seiner Gestrengen noch nicht geantwortet, Frau Mama. Entschuldigen Sie mich doch bei ihm, indem Sie dem jungen Herrn versichern, daß wir wirklich Nothwendiges zu besprechen hatten.

Alexander weiß, daß, was der König sagt und thut, über allen Tadel erhaben ist, erwiderte Wilhelmine ernst, und ich bitte nur, ihn zu entschuldigen, daß er nur an den gütigen Vater, und nicht allein an den König dachte. Aber nun höre, mein Kind, weshalb Dein Vater Dich hieher befohlen hat, und nimm Deinen kleinen

Kopf und Dein liebes Herz recht zusammen, damit die Beiden Antwort geben auf das, was der König Dich fragen will.

Soll ich denn die Frage an ihn richten? fragte der König beinahe verlegen. Es wäre mir lieber, wenn Du es thätest, Wilhelmine. Indessen, fuhr der König fort, als Wilhelmine eine verneinende Bewegung machte, es soll so geschehen, wie Du es wünschest. So höre denn, mein lieber Alexander. Es ist möglich, daß Deine Mutter sich veranlaßt sieht, ein paar Jahre zu verreisen und von hier fortzugehen. Ich will ihr zur Erinnerung an meine Thronbesteigung einige Güter in Preußen schenken, und Deine Frau Mutter will dort einige Jahre auf ihren Gütern leben. Aber wenn das Leben dort für Damen recht angenehm sein mag, so ist es doch recht einsam und still, und gar nicht passend für einen jungen Herrn, der noch sehr Vieles zu lernen hat, und der nachher ein Soldat werden will, was er doch auf dem Lande nicht werden kann. Deshalb wünsche ich natürlich, daß Du Dich auf ein paar Jahre von Deiner Mutter trennst, und bei mir, bei Deinem Vater bleibst, der Dich gewiß eben so sehr liebt, wie Deine Mutter. Aber wir haben beschlossen, daß wir,

so jung Du auch noch bist, Dir die Entscheidung überlassen wollen, und ich frage Dich deshalb, mein Sohn, willst Du mit Deiner Mutter gehen, oder willst Du bei Deinem Vater bleiben? Antworte nicht gleich, mein Kind, sondern besinne Dich erst auf das, was Du sagen willst.

Oh, mein lieber Herr Vater, sagte der Knabe rasch, da ist gar nichts zu besinnen, und ich weiß gleich, was ich zu thun habe. Meine liebe Mama hat mich niemals verlassen, sie ist immer bei mir geblieben, sie hat, als ich neulich die Masern hatte, Tag und Nacht an meinem Bett gesessen und mit mir gespielt, und mir so wunderschöne Geschichten erzählt. Und ich weiß es ganz gewiß, ich wäre nicht gesund geworden, wenn meine liebe Mama mich nicht so gepflegt hätte. Denn wenn sie nur eine kurze Zeit nicht bei mir war, und nicht an meinem Bette saß, dann war ich so krank und hatte solche Schmerzen, und wenn sie kam, gleich war Alles wieder gut. Und wie könnte ich nun meine liebe Mama wohl verlassen, da sie mich doch nie verlassen hat?

Oh, mein Kind, mein geliebtes Kind, rief Wilhelmine mit Thränen in den Augen, Gott segne Dich für dieses Wort. Aber doch will ich nicht, daß es eine Entscheidung sein soll! Du

mußt doch überlegen, mein Sohn. Ich gehe auf meine Güter, wie Dir Dein Herr Vater gesagt hat. Es wird dort einsam sein und still, es giebt dort keine Soldaten, keine schönen Häuser, keine Vergnügungen und keine Knaben, mit denen Du spielen kannst. Wenn Du aber hier bei Deinem Herrn Vater bleibst, so wirst Du das Alles haben, wirst geehrt werden und Ansehen haben, wie ein Prinz. Du wirst in der schönen Stadt Berlin wohnen, alle Tage die Soldaten exerciren sehen, und spazieren fahren und reiten, in einem schönen Hause unter den Linden mit Herrn von Chapuis wohnen, und Alles, was Du Dir wünschest, das wird Dir Dein Herr Vater geben.

Dann soll er mir meine Frau Mutter geben, denn das wünsche ich, rief der Knabe lebhaft. Ja, mein Herr Vater, wenn ich mit meiner lieben Mama in einem schönen Hause unter den Linden in Berlin wohnen kann, und wenn Sie dann recht oft zu uns kommen wollen, dann habe ich Alles, was ich wünsche.

Aber Deine Mutter will ja nicht in Berlin bleiben, Alexander, und deshalb mußt Du wählen, ob Du mit ihr fortgehen, oder bei mir, bei Deinem Vater bleiben willst.

Nun, sagte Alexander ernst, wenn ich wählen

muß, dann will ich natürlich mit meiner lieben Mama fortgehen. Es thut mir zwar sehr leid, daß ich meinen Herrn Vater verlassen muß, aber ohne meine Mama mag ich gar nicht auf der Welt sein, denn sie hat mich so sehr lieb, und ist so gut zu mir, und ich fürchte mich immer, wenn sie nicht bei mir ist.

Wilhelmine, keines Wortes mächtig vor tiefer innerer Bewegung, sank langsam auf ihre Kniee nieder und breitete mit entzücktem Lächeln, mit strahlenden Augen die Arme aus nach ihrem Sohn, der sich mit einem Ausrufe der Zärtlichkeit an ihre Brust warf.

Der König wandte sich ab, und ein tiefes Schmerzgefühl erfüllte sein Herz. Er legte die zitternde Hand über seine Augen, und stand in Wehmuth und Schmerz versunken da in der Mitte des Gemaches, einsam und verlassen, während er die Küsse, das Schluchzen, die geflüsterten Liebesworte von Mutter und Sohn hörte.

Plötzlich fühlte er seine Schulter leise berührt, und eine in Wehmuth zitternde Stimme flüsterte seinen Namen. Der König ließ die Hände von seinem Angesicht niedergleiten, und sein Blick begegnete den großen Augen Wilhelminens. Sie stand neben dem König, die rechte

Hand auf die Schulter des Knaben gestützt, der seine Hand um ihre Taille geschlungen hatte und das Haupt an ihre Hüfte lehnte.

Lebe wohl, Friedrich Wilhelm, sagte sie mit lauter, feierlicher Stimme. Hagar geht hinaus in die Wüste des Lebens. Die Landgüter und Schätze, welche Du mir bietest, verwerfe ich, und nur das Wenige, was bis jetzt mein ist, das behalte ich, denn ich will nicht, daß meine Kinder hungern und darben sollen. Ich werde, sobald ich einen Ort gefunden, an dem ich bleiben will, Nachricht geben, und man soll mir dorthin die Einrichtung dieses Hauses senden. Dieses Haus soll verkauft werden, und der Kaufpreis wird mein Vermögen und das Erbtheil meiner Kinder sein. Jede andere Belohnung meiner Vergangenheit weise ich als meiner unwürdig zurück. In dieser Nacht noch reise ich mit meinen Kindern ab. Meine Gedanken und meine Segenswünsche aber bleiben zurück bei dem Vater meiner Kinder. Leben Sie wohl, Majestät, und seien Sie so glücklich, als ich es Ihnen wünsche! Leben Sie wohl!

Sie neigte zu einem letzten Gruße das Haupt, wandte sich dann um und wandelte, gestützt auf ihren Sohn, durch das weite Gemach hin.

Der König schauete ihr nach in athemloser Spannung; mit jedem Schritte vorwärts ward das Schmerzgefühl in seinem Herzen größer, steigerte sich die Angst seiner Seele. Als jetzt Wilhelmine die Thür öffnete, als Mutter und Sohn hinausschreiten wollten, ohne auch nur ein einziges Mal sich umzuschauen nach Ihm, der mit unendlicher Angst, mit Thränen in den Augen ihnen nachschauete, da tönte ein Schrei des Entsetzens von seinen Lippen, da stürzte er ihnen nach, da packte er mit einem leidenschaftlichen Ungestüm Wilhelminens Arm, und zog sie zurück und schleuderte sie mit einer wilden Bewegung so heftig mitten hinein in das Gemach, daß sie wie zerbrochen zur Erde niedersank, und daß Alexander in lautes Weinen ausbrach.

Dieses Weinen schien Wilhelmine zu erwecken aus ihrer Betäubung, sie richtete sich auf, und wandte sich mit stolzer Ruhe an den König, der keuchend, in glühender Aufregung vor ihr stand.

Schicken Sie ihn hinaus, murmelte sie, ich will nicht, daß er Eure Majestät so sieht.

Der König antwortete nicht, aber er eilte zu dem Knaben hin, küßte ihn zärtlich, schob ihn hinaus und schloß hinter ihm die Thüre. Dann

kehrte er zu Wilhelmine zurück, die mit bleichem, aber ruhigem Antlitz ihm entgegenschaute.

Wilhelmine, sagte er, jedes Wort mühsam hervorstoßend, Wilhelmine, es ist nicht möglich. Du kannst mich nicht verlassen, denn wenn Du gehst, so geht meine Jugend, mein Glück, so geht mein guter Stern mit Dir! Habe doch Erbarmen mit mir, sieh' doch, was ich leide. Sei groß, sei gut, sei erbarmungsvoll. Bleibe bei mir!

Du hörst ihn, Gott, rief Wilhelmine, ihre beiden Arme zum Himmel erhebend, Du hörst ihn, und Du siehst, was ich leide! Ich habe ihn geliebt von frühester Jugend an, ich bin ihm treu gewesen mit jedem Gedanken, mit jedem Athemzug meines Lebens, ich habe für ihn Schmach und Schande, und die Verachtung der Welt ertragen, ich habe alle Schätze meiner Seele und meines Herzens hingegeben an den einzigen, geliebten Mann. Und es ist noch nicht genug gewesen des Opfers und der Erniedrigung. Er fordert von der Mutter seiner Kinder noch ein größeres Opfer: er fordert, daß ich seiner Liebe entsage, und zuschaue, wie er einer Andern die Liebe giebt, welche er mir geschworen! Oh, Du großer, allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner,

sende einen Blitzstrahl, der mich tödtet, der mich rettet, denn ich kann nicht leben ohne ihn, und kann nicht leben mit ihm.

Wilhelmine, sagte der König mit dumpfer Stimme, Du willst mir also dieses Opfer nicht bringen? Du willst nicht bei mir bleiben als meine geliebteste, theuerste Freundin, der ich mein ganzes Vertrauen schenke, welche, als die Schwester meiner Seele, jeden Gedanken mit mir theilen soll, vor der ich nie ein Geheimniß haben will?

Sie schüttelte langsam das Haupt. Was that Kleopatra, als sie den Triumphzug des treulosen Geliebten und ihrer verhaßten Nebenbuhlerin verherrlichen und unter dem Joch einherschreiten sollte? Sie gab sich selbst den Tod, sie ließ die Schlangen, welche in ihrem Herzen gewühlt hatten, hinausschlüpfen in das Leben, und ihr den Tod geben. Ich ziehe es vor, zu sterben wie Kleopatra, als zu leben wie die Marquise von Pompadour.

Nun, wohlan denn, sagte Friedrich Wilhelm mit zitternder Stimme, die Augen mit einem zärtlichen Ausdruck auf Wilhelmine heftend, ich will Dir beweisen, daß die Liebe der Freundschaft, mit welcher ich Dich liebe, stärker ist als

die Liebe, welche ich einer Andern zugewandt habe. Ich will Dir, der Geliebten meiner Jugend, der Freundin meiner Seele, das Opfer meiner Wünsche, und der Hoffnungen meines Herzens bringen. Ich entsage um Deinetwillen dem Besitze der Andern, ich will das Fräulein von Voß nicht wiedersehen. Sie soll den Hof verlassen, und ich will niemals den Versuch machen, sie zurückzurufen. Bist Du nun zufrieden, Wilhelmine? Willst Du nun bei mir bleiben, und mir meinen lieben Sohn lassen, der mich um Deinetwillen verlassen wollte? Wilhelmine, willst Du suchen zu vergessen, und — die Stimme des Königs stockte, und die Thränen stürzten aus seinen Augen hervor, er schüttelte sie aber unwillig weg, zwang seine Stimme, nicht zu zittern, und fuhr fort: und willst Du in Liebe versuchen, mich zu entschädigen für das Opfer, welches ich Dir bringe in Liebe?

Wilhelmine schlang mit einem lauten Freudenschrei ihre beiden Arme um den Hals des Königs und drückte einen langen, glühenden Kuß auf seine zuckenden Lippen.

Ich danke Dir, Friedrich Wilhelm, ich danke Dir! Du versprachst mir, als Du kamst, Du wolltest mich heute belohnen für meine Liebe

und Treue, für alle die Jahre, welche gewesen. Du hast Dein Versprechen erfüllt, mein Geliebter, Du hast mich belohnt. Du hast mir das größte Opfer gebracht, welches ein Mensch dem Menschen darbringen kann, Du hast mir die Leidenschaft Deines Herzens geopfert, willst mir die Treue bewahren, welche Du mir geschworen, welche Du mir besiegelt hast mit Deinem Blut. Sieh' hier, Friedrich Wilhelm, sieh' hier die Narbe an meiner Hand. Diese Wunde brachte ich mir damals bei, als ich Dir mit meinem Blute einen schriftlichen Schwur meiner Liebe und Treue geben wollte. Du küßtest die Wunde, und trankst von meinem Blut, und schwurst, daß Du ewig mich lieben, und niemals mich verlassen wolltest. Du hast Deinen Schwur erfüllt, Friedrich Wilhelm, Du hast Dich selber überwunden, und der Treue das höchste menschliche Opfer gebracht.

Der König unterdrückte den Seufzer, der sich aus seiner Brust hervorringen wollte, und drückte den Kopf Wilhelminens an seine Brust. Und Du bleibst bei mir, Wilhelmine? Gehst nicht von mir?

Sie hob rasch den Kopf empor und blickte ihn mit leuchtenden Augen an. Ich bleibe bei

Dir, Friedrich Wilhelm, ich bleibe bei Dir, und stärker in meiner Liebe, als Kleopatra es war, nehme ich das Joch auf mich und schreite ruhig einher in dem Triumphzug meiner Nebenbuhlerin. Opfer gegen Opfer! Du wolltest Deine Liebe opfern, ich aber, ich opfere Dir meinen Frauenstolz und meine Fraueneitelkeit! Ich will's ohne Murren ertragen, als die verlassene Geliebte demüthig und still hinter der neuen Geliebten einherzuschreiten und ihr die Schleppe zu tragen. Gehe hin, Friedrich Wilhelm, wirb um das schöne Fräulein, vermähle Dich mit ihr, wenn Deine Priester es erlauben, sei glücklich mit ihr, und liebe sie, so lange Dein Herz es vermag. Dann aber, dann kehre zurück zu Deiner Freundin, die Dich liebt, und die niemals von Dir sich abwenden kann, denn ihre Liebe zu Dir ist der Athem ihres Lebens.

Oh, Wilhelmine, meine theure, meine hochherzige Wilhelmine! rief der König, sie innig an sein Herz drückend. Nie werde ich Dir diese Großmuth, diese Liebe vergessen, nie werde ich aufhören, Dir dafür dankbar zu sein! Ich habe es Dir gesagt, und ich wiederhole es Dir: Das Herz des Menschen ist wankelmüthig, und jede Liebe erstirbt zuletzt. Aber die Freundschaft lebt

ewig und treu fort, denn kein irdisches Begehren trübt die reine Himmelsflamme ihrer heiligen Liebe. Oh, Wilhelmine, meine theure Freundin, nie werde ich Dich verlassen, nie soll es Deinen Feinden, Deinen Nebenbuhlerinnen gelingen, mich von Dir abwendig zu machen.

Schwöre mir das! rief Wilhelmine, indem sie ihre Rechte erhob. Lege Deine Finger auf die Narbe hier an meiner Hand, und schwöre, daß Du für das ganze Leben mein theurer Freund sein willst, daß nichts uns von einander trennen, nichts Dich vermögen soll, mich von Dir zu stoßen, sondern daß ich leben soll, wo Du lebst, und daß ich immerdar Deine Freundin, Deine Vertraute, Deine Schwesterseele sein soll.

Der König legte die drei Finger seiner rechten Hand auf die Narbe, wiederholte die Worte, welche sie gesprochen, und schwur ihr treue, hingebende Freundschaft bis zum Tode, und schwur, daß er Wilhelmine niemals verstoßen werde, daß sie leben solle, wo er lebe, und als seine Freundin, seine Vertraute an seiner Seite bleiben solle allezeit. *)

*) Diese Scene ist getreu nach den eigenen Mittheilungen der Wilhelmine Rietz. Siehe: Mémoires de la Comtesse de Lichtenau.

Und jetzt, da wir nun einig sind, sagte er dann mit einem glücklichen Lächeln, jetzt wird es mir wohl erlaubt sein, meine theure Freundin zu belohnen und einen Strahl meines jungen Königthums über diesem bescheidenen Hause aufleuchten zu lassen! Du wolltest, wie Du vorher sagtest, dieses Haus verkaufen und von dem Kaufpreis leben. Nun gut, ich bin damit einverstanden. Ich kaufe Dir das Haus ab und zahle Dir dafür einen Kaufpreis von fünfmalhunderttausend Thalern. Von den Zinsen wirst Du zu leben versuchen, und wenn es hier und da hapert und einige Schulden sich einstellen, so wirst Du es mir sagen, und ich werde sie bezahlen.

Oh, mein theurer, mein großmüthiger Freund, rief Wilhelmine, wie soll ich Dir danken, wie —

Still, unterbrach sie der König, ich bin noch nicht zu Ende. Das Haus gehört nun mein, denn der Kaufpreis soll Dir morgen aus der königlichen Schatulle gezahlt werden. Da man mit seinem Eigenthum machen kann, was man will, so verschenke ich dieses Haus, und zwar an die Mutter des Grafen und der Gräfin von der Mark, und es wird meine Sorge sein, das kleine Haus vergrößern und ausbauen zu lassen, damit es eine würdige Wohnung für den Grafen und

die Gräfin von der Mark und insbesondere für deren edle und schöne Mutter sei.

Der Graf und die Gräfin von der Mark? wiederholte Wilhelmine erstaunt. Wer sind sie? Ich kenne sie nicht! Wer ist ihre Mutter? Ich habe sie nie gesehen!

Du sollst sie gleich kennen lernen, warte nur, sagte der König lächelnd; und er ging zu der Thür hin, schob den Riegel zurück und schellte dann hastig an dem neben der Thür befindlichen Klingelzug.

Wo sind die Kinder? fragte der König den herbeistürzenden Lakaien.

Majestät, die jungen Herrschaften sind im Eßsaal, und warten auf Eure Majestät.

Sie sollen eiligst hierher kommen, befahl der König, blieb dann an der halboffenen Thüre stehen und schaute erwartungsvoll den Gerufenen entgegen. Dann, als der Sohn und die Tochter eiligst daher kamen, und mit ängstlich fragenden Blicken in das Gemach eintraten, nahm der König sie Beide lächelnd bei der Hand und führte sie zu ihrer Mutter hin.

Madame, sagte er feierlich, Madame, ich habe die Ehre, Ihnen hier die Gräfin Mariane und

den Grafen Alexander von der Mark vorzustellen.

Graf Alexander von der Mark? wiederholte der Knabe, mit seinen großen blauen Augen lächelnd zu dem König aufschauend. Wer ist das?

Der König neigte sich nieder und hob den Sohn in seine Arme empor. Das bist Du, mein Sohn, Du bist der Graf von der Mark, und Deine Schwester ist die Gräfin, und Du sollst den preußischen Adler in Deinem Wappen haben und sollst an meinem Hofe geehrt werden als mein lieber und schöner Sohn. Sie sollen sich Alle vor Dir und Deiner Schwester beugen, die vornehmen Höflinge. Der Graf und die Gräfin von der Mark sollen den Vortritt haben an meinem Hofe vor den Grafenfamilien, und sollen gleich hinter den königlichen Prinzessinnen ihren Platz haben.

Und meine liebe Mama hat doch da auch ihren Platz? fragte Alexander. Sie bleibt doch immer bei uns?

Ja wohl, sagte der König hastig, sie bleibt immer bei ihren lieben Kindern; immer bei dem Grafen Alexander von der Mark. Und weil der junge Herr Graf vorher sagte, wenn er in einem schönen Hause unter den Linden mit seiner Frau

Mutter wohnen könne, und wenn ich recht oft ihn da besuchen wolle, dann hätte er Alles, was er wünsche, so will ich ihm das schönste Haus unter den Linden in Berlin schenken, und darin soll der junge Graf wohnen, und ich werde ihn da sehr oft besuchen.

Ach das ist schön, das ist prächtig, rief der Knabe, in seine Hände klatschend, da wollen wir vergnügt sein. Nicht wahr, Mariane, Du freuest Dich auch?

Gewiß, ich freue mich, sagte das junge Mädchen lächelnd, und ich sage Seiner Majestät meinen Dank für die große Ehre, welche er uns widerfahren läßt, daß er uns einen so vornehmen Titel schenkt.

Der König nickte ihr freundlich zu, und reichte ihr seine Hand dar, die sie zärtlich und ehrerbietig zugleich an ihre Lippen drückte.

Es freut mich, meine liebe Tochter, wenn Dein Titel Dir willkommen ist, sagte er. Aber da man von einem Titel und Namen nicht leben kann, so werde ich Dir auch ein genügendes Nadelgeld aussetzen, und wenn sich ein passender und angenehmer Freier für Dich gefunden hat, so erhält die junge Gräfin von der Mark eine Mitgift von zweimalhunderttausend Thalern,

was ihr sicherlich, wenn es bekannt wird, sehr viele Bewerber und Freier verschaffen wird, unter denen sie sich dann den Rechten wählen möge. Still, still, keine Dankesworte mehr! Laßt uns zu Tische gehen! Herr Graf von der Mark, geben Sie Ihrer Frau Mutter den Arm, und Sie, meine junge Gräfin, lassen Sie sich von mir führen!

Majestät, meldete in diesem Augenblicke der eintretende Lakai, Majestät, die Herren von Bischofswerder und Wöllner sind soeben hier angelangt und bitten um gnädiges Gehör!

Wahrhaftig, das ist wahr, murmelte der König, ich hatte sie ganz vergessen. — Madame, wandte er sich an Wilhelmine, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mich zurückziehe. Ich habe die beiden Herren zn einem wichtigen Geschäft hieher beschieden, und ich darf sie jetzt nicht warten lassen. Sobald das Geschäft beendet ist, muß ich aber nach Potsdam zurückkehren. Leben Sie wohl, und erwarten Sie mich morgen zum Dejeuner.

10.

Der Geisterspruch.

Sie sind also wirklich gekommen, meine Freunde, sagte der König. Sie wollen es wirklich unternehmen, die Unsichtbaren zu beschwören?

Gott ist mächtig in den Schwachen, sagte Wöllner mit frommem Händefalten, und wir Menschen alle sind weiter nichts als die Gefäße, in denen er seinen Zorn und seine Liebe ausgießet, und durch die er sich verständlich macht. Ich habe heute durch Fasten und Gebet mich würdig gemacht der Gemeinschaft der Geister. Die Sehnsucht nach den unsichtbaren Vätern klopft in meinem Herzen und in meinem Hirn, und wenn ich sie anrufe mit der Inbrunst dieser Sehnsucht, so zweifle ich nicht, daß sie meinem Flehen Gehör verleihen, und sich uns nahen, um die Fragen zu beantworten, welche der geliebteste

Sohn der Unsichtbaren, welche Eure Majestät an sie richten werden.

Und ebenso wenig zweifle ich, sagte Bischofswerder mit ruhiger Heiterkeit. Ich werde mit aller Kraft meiner Seele und meiner Sinne, mit allen Mitteln, welche die heiligen Geheim-Wissenschaften mir darbieten, zu dem Geiste des Großkophta flehen, und es wird sich nun zeigen, ob der unsterbliche Geist die Kraft hat, dem sterblichen Körper zu gebieten, daß er Zeit und Raum überwinde und sich unterordne dem Willen des Geistes.

Sie halten es also wirklich für möglich, mein Freund? Sie sind in der That noch jetzt der Meinung, daß es Ihren Beschwörungen gelingen könnte, den Großkophta hier erscheinen zu lassen?

Ja, Sire, ich bin der Meinung!

Das heißt, Sie wollen seinen Geist citiren, daß er in unfaßbarer Erscheinung vor uns auftauche. Denn es kann nicht Ihr Ernst sein, ihn in menschlicher Gestalt wirklich hieher zu citiren, da ich Ihnen gesagt habe, daß der Großkophta in London verweilt, daß unser Gesandter ihn dort nicht allein gesehen, sondern auch gesprochen hat an dem Tage, als er den Courier

an mich absandte, welchen ich gestern erhalten habe.

Majestät, die geheimen Wissenschaften lehren mich, daß der Geist dem Körper gebietet, und wir werden jetzt sehen, ob diese Lehre die Wahrheit kündet. Wenn der Großkophta hier nicht erscheint in Fleisch und Blut, um Eurer Majestät das Elixir des Lebens, nach welchem Ihre Seele dürstet, mit eigener Hand zu überbringen, dann lügt die Wissenschaft, und die erhabenen Geister haben mich nicht würdig gehalten, mir die Wahrheit zu künden! Ich entsage dann dem höheren Grade in dem Innern des Tempels, denn ich gehöre dann nicht zu den Wissenden, und indem ich mich demüthig beuge vor dem Zorn und der Mißachtung der Unsichtbaren, kehre ich freiwillig zurück in die äußeren Tempelhallen, um die Lehrzeit noch einmal zu beginnen.

Der König schüttelte sinnend und gedankenvoll sein Haupt. Sie haben eine heldenmüthige Kraft der Ueberzeugung, mein Freund, und ich wünsche nur, daß dieselbe nicht an Ihnen zu Schanden werde! Lassen Sie uns an's Werk gehen!

Der Wille unsers Königs geschehe, erwiderten

die beiden Rosenkreuzer ehrfurchtsvoll. Wollen Eure Majestät uns gnädigst gestatten, daß wir in das Laboratorium gehen, um unsere Vorbereitungen zu treffen?

Ich werde mit Ihnen dahin gehen, um als dienender Bruder Ihnen beizustehen, sagte der König. Sie wissen ja, es darf Niemand außer mir und Ihnen eintreten in dies Laboratorium, und ich halte den Schlüssel immer in einem geheimen Fache meines Schreibtisches verborgen, das nur Ich zu öffnen verstehe!

Erlauben Eure Majestät, daß wir uns zurückziehen, um nicht zu sehen, woher Eure Majestät den Schlüssel nehmen.

Die beiden Rosenkreuzer traten an die Thür zurück und wandten die Gesichter zu derselben hin, so daß sie nicht sehen konnten, was hinter ihnen geschah.

Ich habe den Schlüssel, sagte der König nach einer kleinen Pause, kommen Sie jetzt, meine Brüder. Wir wollen an's Werk gehen!

Er eilte zu der kleinen Tapetenthür hin, steckte den Schlüssel in's Schloß, öffnete die Thür und trat ein in das Laboratorium, gefolgt von Bischofswerder und Wöllner.

Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts

gethan, als der König mit einem Ausruf des Entsetzens, bleich vor Schrecken zurücktaumelte.

Die Unsichtbaren, die Unsichtbaren! murmelte er. Seht nur! Seht! Sie wußten, daß wir kommen, und sie haben Alles vorbereitet!

Heil und Ehre den unsichtbaren Vätern, rief Wöllner begeistert. Sie haben uns die Stätte bereitet.

Die Unsichtbaren erwarten uns, und billigen unser Vorhaben, jauchzte Bischofswerder freudig. Sehen Sie nur, oh sehen Sie, mein König und mein Bruder!

Und er zog den König lebhaft nach dem großen Herde hin, welcher die eine ganze Seite des Laboratoriums einnahm. In der That, es schien wirklich, als ob unsichtbare Hände in dem Laboratorium thätig gewesen. Auf dem Herde flackerten aus den eisernen Oeffnungen hervor die Flammen eines lustigen Feuers und umspielten mit lodernden Zungen die Casserolen und Retorten, welche auf den runden Oeffnungen der Herdplatte standen, und in denen dunkle und helle Flüssigkeiten und Mixturen zischten und brodelten.

Es ist Alles vorbereitet, sagte Bischofswerder, der aufmerksam in die Retorten schauete. Es

scheint, die Unsichtbaren wollen hier eine geheime Mixtur bereiten. Aber meine Augen sind geblendet, und es ist noch Finsterniß in meinem Hirn, ich verstehe die Unsichtbaren nicht, und weiß nicht, was geschehen soll, denn ich kenne diese Stoffe und Elixire nicht, nur fühle ich, daß ihr Duft mich mit wunderbarer Freudigkeit erfüllt. Oh kommen Sie her, Majestät, athmen Sie diesen bezaubernden Duft ein, trinken Sie diese Atmosphäre unsichtbarer Welten!

Der König trat schüchtern und ängstlich fast zu dem Herde und neigte sich über die große Retorte, auf welche der Finger Bischofswerder's hindeutete. Von der braunen brodelnden Masse stiegen eben dichte Dämpfe auf und umfächelten das Angesicht des Königs wie mit warmen Geisterhänden.

Es ist wahr, flüsterte der König hoch aufathmend, ein wunderbares Empfinden bemächtigt sich meiner, eine süße Betäubung, die wonnevoll und erquicklich ist!

Es sind die Geister, welche Ihnen entgegen duften, Majestät, sagte Wöllner emphatisch. Oh ich fühle und weiß es, meine Gebete haben Erhörung gefunden. Sie nahen, sie nahen, die Unsichtbaren. Schauet, mein König, schauet dorthin!

Der König wandte sich lebhaft nach Wöllner hin, dessen erhobene Rechte nach der entgegengesetzten Wand hinüber deutete.

Sehen Sie, Majestät, sehen Sie die himmlischen Gestalten! Wie sie uns winken, wie sie grüßen mit den erhabenen Häuptern!

Ich sehe nichts, murmelte der König traurig. Was das Auge des Eingeweiheten mit Entzücken erfüllt, ist mir noch verschlossen und verriegelt. Ich sehe nichts!

Nein, er sah nichts, der König! Für ihn war das Gemach leer, er sah sie nicht, die schwebenden Geister, sah auch nicht wie Bischofswerder eben in die große Retorte eine weiße pulverichte Masse einstreute. Aber er sah die weißen Wolken, welche jetzt von dem Herde herannaheten, er sah die Flammen, welche aus den Retorten emporhuschten, hörte das Zischen und Knallen und Aufblitzen und Krachen wie von unsichtbaren Gewehren.

Sie kämpfen und ringen, die Unsichtbaren, rief Wöllner. Die guten und die bösen Geister stehen im Kampf einander gegenüber und wollen sich gegenseitig den Geist des edlen Königs streitig machen. Mit den Freigeistern und Spöttern, den Aufgeklärten und Illuminaten kämpfen die Er=

habenen und Heiligen, ringen die Göttlichen und die Rosenkreuzer. Gieb ihnen den Sieg, erhabener, allmächtiger Gott! Neige Dein himmlisches Auge den Gläubigen, den Rosenkreuzern und laß die Illuminaten zu Schanden werden! Auf meinen Knieen flehe ich zu Dir, dem Lenker aller Dinge! Erbarme Dich des Königs, erbarme Dich unserer und —

Ein lauter, furchtbarer Knall, ein zischendes, heulendes, wirbelndes Geräusch übertönte seine Worte. Große weiße Wolken wälzten sich vom Herde durch das Gemach, Flammen zuckten in denselben auf und fort und fort ertönte das Poltern und Knallen.

Der König war taumelnd zurückgewichen, er wäre zu Boden gefallen, wenn Bischofswerder mit starkem Arm ihn nicht gehalten und ihn zu dem Lehnsessel geführt hätte, auf den er dann den Sinkenden niedergleiten ließ. Es nebelte und schwirrte vor seinen Ohren, er schloß die Augen und ließ halb ohnmächtig das Haupt auf seine Brust sinken. —

Plötzlich erweckte ihn der laute Ruf seines Namens aus der Betäubung. Erwache, Friedrich Wilhelm, erwache! Unser ist der Sieg! Das heilige Kreuz der Liebe und der Rosen hat gesiegt.

Die bösen Geister sind entflohen! Erwache, Friedrich Wilhelm, erwache! Die Erhabenen wollen Antwort geben auf die Frage, welche auf dem Grunde Deines Herzens ruht!

Der König schlug die Augen auf und schaute umher. Aber nichts zeigte sich um ihn, Nebel umflossen ihn, Wolken stiegen vor ihm auf. Indeß plötzlich schien es ihm, als ob in der Mitte dieser Wolken ein Antlitz aufdämmerte. Das bleiche, leichenfahle Antlitz eines Mannes! Langes braunes Haar floß zu beiden Seiten der breiten niedrigen Stirne nieder, die Augen, weit geöffnet, glanzlos wie die eines Todten, starrten den König an, der schaudernd erbebte und doch, wie von unsichtbarer Macht gezwungen, immerfort hinschauen mußte auf das grausige Leichenantlitz, das aus den wehenden schwebenden Nebeln ihn anstierte. Allgemach ward die Erscheinung heller, trat deutlicher und bestimmter aus den Wolken und den Nebeln hervor. Es schien, als würde das Haupt aufwärts getragen, und aus den Nebeln tauchten jetzt die Schultern schon auf, zwischen denen das Haupt stark und ehern sich erhob. Nun immer höher hob sich die Gestalt, breitschulterig, von mächtigem Gliederbau, in enganschließendem Lederkoller, mit einer breiten doppelten Spitzenkrause um den

Hals, die Brust geziert mit einem goldenen Stern, über den Rücken niederfallend ein reicher, goldgestickter, mit Hermelin verbrämter Sammetmantel. Unbeweglich, starr, leichenhaft stand die hohe mächtige Fürstengestalt da, inmitten der Nebel, die sie umhüllten und hielten, wie in einem aufrecht stehenden Sarge. Aber die großen stolzen Augen bohrten sich mit einem kalten, harten Blick in das Antlitz Friedrich Wilhelm's, der in sich erschauerte, und mit leise gemurmelten Worten um Gnade, um Erbarmen flehte.

Fürchte Dich nicht, Friedrich Wilhelm, sagte die Erscheinung, welche sprach, ohne die Lippen zu öffnen, und deren Stimme dumpf klang und hohl, wie aus einem Grabe hervor, fürchte Dich nicht, Friedrich Wilhelm, ich bin nicht gekommen, um Dich zu beängstigen, sondern um Dich zu trösten. Mich senden die Erhabenen, um Dein ermattetes Herz zu erfrischen, und Deiner Seele Tröstung und Frieden zu geben. Kennst Du mich nicht, Friedrich Wilhelm, weißt Du nicht, wer ich bin?

Nein, sagte Friedrich Wilhelm leise, ich weiß es nicht.

Ich bin Philipp von Hessen, tönte es von den geschlossenen, todesbleichen Lippen, Philipp

von Hessen, dem die thörichten und kurzsichtigen Menschen den Beinamen des Großmüthigen gegeben haben.

Ah, jetzt kenne ich Dich, mein Fürst, rief der König. Du warst es, welcher die aufrührerischen Bauern in mächtigen Schlachten besiegte, welcher Franz von Sickingen zur Unterwerfung zwang, der Reformation in Deutschland Eingang verschaffte. Du warst es auch, welcher nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg sich dem Kaiser Karl dem Fünften unterwarf, von ihm gefangen und nach jahrelanger Haft erst durch den Passauer Vertrag erlöst ward. Sage, erhabener Geist, bist Du der Geist dieses edlen Fürsten, Philipp der Großmüthige?

Ich war es und ich bin es! Mein ganzes Leben ist Kampf gewesen, und viele Feinde haben mir gegenüber gestanden. Der mächtigste, der größte Feind aber, der stand in meinem eigenen Herzen; dieser Feind, das war die Liebe, die süße, glühende Leidenschaft. Vermählt seit siebenzehn Jahren mit Christine von Sachsen, welche mir die Staatsklugheit zum Weibe auserkoren, entbrannte mein Herz in sträflich heißer Liebe zur schönen Margarethe von Saale, und all' mein Begehr war darauf gerichtet, sie zu be-

sitzen und mein Weib zu nennen. Ihre Tugend aber widerstand meinem Begehr, und obwohl sie mich liebte, war sie doch entschlossen, mich zu meiden und zu fliehen, wenn sie nicht mein werden könnte durch Priesters Segen und Trauung. Ich suchte vergeblich von ihrer Liebe die Erfüllung meiner Wünsche zu erringen, sie verweigerte sie; mit Thränen zwar, aber sie verweigerte doch! Es waren schmerzvolle Tage, und härter waren diese Kämpfe als alle die, welche ich im offenen Felde bestanden. Ich habe damals geweint und gelitten, als wäre ich nicht ein Krieger und ein tapferer Fürst, sondern als wäre ich ein muthloser Knabe, dem die Welt nur eine Eierschale deuchte, die er in seinen gerungenen Händen zerdrücken möchte.

Du erzählst mir meine Schmerzen, murmelte der König leise. Du schilderst meine Leiden und Kämpfe!

Ich weiß es, erwiderte die Erscheinung. Mein Auge schaut in Dein Herz hinein, und es sieht, was Du leidest, und darum komme ich, Dich zu trösten, indem ich Dir sage, daß ich gelitten habe wie Du, und daß Deine Wunden geheilt werden sollen, wie es die meinen wurden. Das Mädchen, welches Du liebst, ist tugendhaft und zärtlich,

wie es Margarethe von Saale war. Sie begehrt nur Dir anzugehören und Dein Weib zu werden durch kirchliche Trauung, wie es Margarethe von Saale begehrte. Ich wandte mich in meines Herzens tiefinnerster Bedrängniß und Noth an den großen Stifter der Reformation, welcher ich mich zugekehrt hatte in heiligem Eifer und ihr Eingang verschafft hatte in meinen Landen. Ich wandte mich an Luther und fragte ihn, ob die Kirche eine Ehe der linken Hand einsegnen könne, wenn schon eine Ehe der rechten Hand stattfinde. Und Luther, der Mann des Rechts und der Wahrheit, antwortete mir darauf: es stände in der Bibel, daß die Linke nicht wissen solle, was die Rechte thue, und also brauche auch die Rechte nicht zu wissen, was die Linke thue. Die Frau der linken Hand habe nichts zu schaffen mit der Gemahlin der rechten Hand, welche die Staatsraison mir gegeben. Diese sei die Gemahlin des Fürsten, jene aber werde sein das Weib des Mannes, und da nun zwei Personen in mir vereinigt seien, der Fürst und der Mann, so könnten diese zwei Personen auch zwei Ehen eingehen, die eine für den Fürsten, die andere für den Mann, und zulässig sei die kirchliche Trauung für Beide. — Aber da das Gewissen meiner holden Gelieb-

ten dennoch beunruhigt ward in seiner tugendlichen Reinheit, so fragte ich auch den großen Gelehrten und Weisen, den sittenstrengen und tugendsamen Philipp Melanchthon um sein Urtheil und seine Meinung, und sagte ihm, daß ich die Entscheidung in seine Hand legen wolle. Philipp Melanchthon aber entschied wie Luther gethan, und aus den Kirchenvätern und den heiligen Schriften bewies der gelehrte Mann die Möglichkeit und Zulässigkeit einer solchen Doppelehe; nur fügte er die Bedingung hinzu, daß zu einer solchen Ehe der linken Hand die Einwilligung und der Consens von der Gemahlin der rechten Hand nachgesucht werden müsse. Solches that ich denn, und meine Gemahlin war großmüthig und gab mir den begehrten Consens. So ward Margaretha von Saale mein angetrautes Weib, und die Mutter von sieben Kindern, welche der Stolz und die Freude ihrer Eltern waren. — Dies Dir zu sagen bin ich aus der heiligen Ruhe meines Grabes heraufgestiegen, denn also war es mir geboten von den erhabenen Geistern, welche größer sind als ich, und welche zu gebieten haben über die Lebendigen und über die Todten. Lerne von meinem Beispiel, wie man die Tugend und die Sittsamkeit versöhnen kann

mit der Liebe, entsage dem unkeuschen Weibe, das an Deine Seite sich gedrängt, wende Dich ab von ihr für immerdar und suche und finde Dein Glück an der Seite des edlen jungen Weibes, welches der Segen des Priesters zu dem Deinen weihen wird. Lebe wohl! ich muß von hinnen, meine Zeit ist um!

Die Erscheinung schien nun in Wolken und Nebeln zu zerfließen, sie ward dunkler und matter; zuweilen tauchte sie trübe und in unsicheren Contouren zwischen den ziehenden Wolken auf, dann zerrann sie und verlosch. Auch die Nebel zertheilten sich; das flackernde Feuer auf dem Herde beleuchtete nur noch das Laboratorium, und ließ den König die beiden Freunde erkennen, welche zu beiden Seiten seines Lehnstuhls knieten und beteten.

Ihr habt gehört, meine Freunde? fragte der König aufathmend. Ihr habt gehört, was der selige Geist des großmüthigen Fürsten mir kündete?

Nichts haben wir gehört, als das Heulen und Zischen der Geister, und darum haben wir gebetet, daß der Zorn der Erhabenen sich mildern möge, sagte Wöllner kopfschüttelnd.

Aber ein Gesicht habe ich gesehen, ein himm=

lisches Gesicht, rief Bischofswerder. Ich sah meinen theuern, geliebten König und Herrn in der Mitte zweier edlen Frauengestalten. Sie schauten Beide zu ihm mit zärtlicher Liebe, sie hatten, ihm zur Rechten und zur Linken stehend, ihm Beide ihre rechte Hand dargereicht, und an diesen beiden Händen glänzte ein goldener Reifen, das köstliche Zeichen tugendhafter Trauung. Das Antlitz meines königlichen Herrn aber strahlte vor Entzücken, und über ihm leuchtete der Stern der reinen und keuschen ehelichen Liebe. Und es war mir, als hörte ich eine himmlische Stimme, welche rief: „Finde Dein Glück an der Seite des edlen jungen Weibes, welches der Segen des Priesters zu der Deinen weihen wird.“

Das waren die letzten Worte des erhabenen Geistes, der mir erschienen ist, sagte der König freudig. Du hast sie also vernommen, mein Vielgetreuer, und hast bei mir ausgeharrt im Gebet zu den Unsichtbaren. Oh, ich danke Euch Beiden, und ich werde Eurer Treue lohnen, so lange ich lebe. Aber ach, fuhr der König seufzend fort, ich fürchte nur, daß dies mein Leben nicht mehr von langer Dauer sein wird. Ich fühle mich erschöpft und todesmatt, und ich rechne auf Dich und Deinen Einfluß, mein

Vielgetreuer, daß Du mir das Elixir des Lebens von der Unsichtbaren erflehest.

Ich werde es, ich will es, rief Bischofswerder, sich trotz seiner Corpulenz mit jugendlicher Lebendigkeit von seinen Knieen erhebend. Das Werk der Beschwörung soll nun beginnen. Ich will meinem Geiste gebieten, daß er dem Körper entsteige, und über Zeit und Raum hinaus schwebe nach dem Großkophta hin, um ihn anzuflehen, daß er dem zweifelnden und ungläubigen Erdenkönig ein Zeichen gebe seiner himmlischen Macht, und ihn erkennen lasse die Gewalt und Herrschaft der wissenden Geister über das unwissende Fleisch.

Wagen Sie es nicht, ich beschwöre Sie, mein theurer Freund, wagen Sie es nicht, flehte Wöllner. Es heißt Gott versuchen, und der Natur Hohn sprechen, wenn man den Gesetzen der Natur gebieten, und sie durchbrechen will. Es ist möglich, daß Ihr gewaltiger und starker Geist die Macht hat, dem Körper zu entsteigen, und mit Gedankenschnelle sich in die Ferne und Weite zu versetzen. Aber bedenken Sie wohl die Schwierigkeit der Rückkehr, bedenken Sie, ob der erstarrte und todte Körper noch die Kraft haben

wird, den heimkehrenden Geist wieder aufzunehmen und ihm Wohnung zu geben.

Ich weiß wohl, daß dies die Gefahr ist, der ich entgegengehe, rief Bischofswerder. Aber ich wage Alles für meinen König, und keine Todesgefahr kann mich schrecken, wenn es Sein Heil und Seine Zufriedenheit gilt. Still, mein König, still! Sagen Sie kein Wort des Dankes oder der Anerkennung! Ich liebe Sie! Damit ist Alles gesagt, und Alles erläutert! Und nun lasset mich entschweben! Nun lasset mich ihn rufen, den Großkophta, den Heilbringer, den Lebenspender! Nur hören Sie noch, Wöllner, hören Sie dieses letzte Wort! Wenn die Erhabenen und Unsichtbaren mir beistehen, und meinem Geiste die Kraft verleihen zu entschweben, so wird mein Körper erstarren und ein leichenhaftes Aussehen bekommen. Aber man soll deshalb nicht glauben, daß ich gestorben bin. Nur wenn dieser Zustand länger als eine halbe Stunde dauert, dann bitte ich Sie, neben meinem Körper niederzuknieen, und durch Gebete und Anrufungen die Unsichtbaren anzuflehen, daß sie meinem Geiste gebieten, heimzukehren in seine irdische Hülle, denn wahrlich, ich möchte jetzt noch nicht in körperloser Wesenheit verharren,

da mein König vielleicht noch meiner bedarf. Und nun, mein König und mein Herr, nun bitte ich Sie, lassen Sie mich zum Abschied noch einmal Ihre geliebte Hand küssen.

Nein, kommen Sie an mein Herz, Sie mein treuer, großmüthiger Freund, rief der König, indem er Bischofswerder innig umarmte und einen Kuß auf seine Stirn drückte.

Und nun hört mich, Ihr Unsichtbaren! Hört und nehmt mein Gebet in Gnaden auf! Lasset meinen Geist entschweben, traget ihn hinaus über Zeit und Raum! Wöllner! Her zu mir! Halten Sie meinen Körper! Halten Sie ihn!

Wöllner eilte zu dem Rufenden, der eben taumelnd auf einen Stuhl niedersank. Er fing den Körper auf und lehnte das Haupt an seine Brust, und legte ihm die Hand auf den Mund, und streichelte ihm die Wange und die Schläfe. Der König stand in athemloser Erwartung hinter ihm, und begriff nicht, was vorging, und sah nicht das kleine Fläschchen, welches Wöllner dem schwer Athmenden und Stöhnenden unter die Nase hielt, und sah nicht, wie Wöllner es dann geschickt und schnell in den Aermel seines Rockes hinabgleiten ließ.

Aber als Wöllner nun zurücktrat, als er mit

einer feierlichen Bewegung hindeutete auf die ruhende Gestalt, da sah der König wohl, daß Bischofswerder's Geist von hinnen gegangen, und daß das, was da bleich und starr auf dem Stuhle lag, nur noch die wesenlose Hülle des flatternden Geistes war, daß diese weitgeöffneten, verglaseten Augen nichts mehr sahen, dieser geöffnete Mund erstarrt war in einem letzten Seufzer.

Der König wandte sich schaudernd ab. Es ist ein fürchterlicher Anblick, den leblosen Körper eines Freundes zu sehen, der in den Tod geht, um für uns das Leben zu erkämpfen. Es wäre entsetzlich, wenn der Tod stärker wäre als der Geist, und ihn nicht zurückkehren ließe in seine Hülle! Dann wäre das Opfer eines Freundes nicht allein zu beklagen, sondern der Tod wäre auch vergeblich gewesen, und das Elixir des ewigen Lebens wäre ebenfalls nicht gewonnen! Aber man muß die Zeit beobachten und die Minuten zählen, damit, wenn die halbe Stunde verrauscht, man die Gebete und Anrufungen beginnen kann.

Der König zog mit zitternder Hand die kostbare, mit Brillanten besetzte Uhr hervor, und blickte starr und in athemloser Angst auf die langsam schleichenden Zeiger. Mit jeder ent=

schwebenden Minute steigerte sich seine Angst, und als jetzt nur noch fünf Minuten an der ausbedungenen halben Stunde fehlten, da erblaßte der König, und das Entsetzen machte seine Gestalt zittern und beben. Nur noch eine Minute, dann —

Er regt sich, flüsterte Wöllner. Sehen Sie nur, Majestät, oh, sehen Sie! Das Auge belebt sich wieder, der geöffnete Mund schließt sich, die Farbe des Lebens kehrt auf die Wangen zurück. Ein Wunder, ein Wunder ist geschehen! Der Geist hat den Tod überwunden! Der Geist ist heimgekehrt in die irdische Hülle!

Bischofswerder athmet hoch auf, er erhebt sich. Sein Auge sucht und findet den König, und er geht zu ihm hin mit schwankenden Füßen, aber mit einem Lächeln auf den Lippen.

Sire, mein theurer König, mein Geist grüßt Sie, und mein Herz jauchzt Ihnen entgegen in Liebe. Ich bringe Ihnen frohe Kunde! Der Großkophta hat meinem Flehen nachgegeben. Er nahet sich, um meinem König das Heil, die Gesundheit und vor allen Dingen den Glauben und die Ueberzeugung zu bringen!

Es ist also wirklich wahr? Er nahet sich? Er wird kommen? rief der König freudig.

Rufen Sie ihn, Majestät! Rufen Sie den Großkophta, aber thun Sie es mit gläubigem und vertrauendem Herzen!

Großkophta! Erhabenster der Erhabenen! Neige Dich gnädig meinem Flehen! Erscheine mir, Divo Cagliostro! Erhöre mein Flehen! Komm zu mir, Meister und Herr!

Ein Aufblitzen, ein Knall, von dem Herd ausgehend, neben welchem Wöllner steht, dann wieder ziehen Nebel und Wolken durch den Raum, Alles umhüllend, Alles verbergend. Als sie aber endlich wieder verfließen und entschweben, da steht in der Mitte des Zimmers eine hohe, schwarzverhüllte Gestalt. Nur das Haupt ist unverhüllt, und auf dem schwarzen Haar, welches in schweren Locken dieses Haupt umfließt, strahlt und funkelt ein Stern mit Flammengluth und mit Brillantenlicht. Und wie Sterne auch glänzen diese großen schwarzen Augen, welche den König anschauen so mild und so gütig, den König, welcher von Begeisterung, von Ehrfurcht ergriffen niedersinkt auf seine Kniee und die Hände flehend erhebt zu dem Erhabenen, dem Erflehten.

Aber der Großkophta schwebte heran mit unhörbarem Schritt, neigte sich nieder zu dem Knieenden, gebot ihm mit sanftem Wort, sich auf-

zurichten, und half ihm mit eigener hoher Hand sich zu erheben.

Ja, Du bist es, bist es wirklich, rief der König entzückt. Ich fühle die warme, lebensvolle Menschengestalt, den liebreichen Druck der segenspendenden Hand! Und ich fühle auch, wie von Deiner Berührung ein neues Leben mich durchströmt, und eine himmlische Kraft wieder meine Adern durchfließt! Heil Dir, Cagliostro, Heil Dir, Erhabener!

Du hast meine Hülfe begehrt, mein Sohn, sagte Cagliostro mit feierlicher Stimme. Du hast mir einen Boten gesandt, daß er mich rufe, und ich habe, da ich eben im Begriff war, einzutreten in den St. Jamespalast in London, den Ruf Deines edlen Boten vernommen. Freilich war auch dorten wohl meine Gegenwart dringend von Nöthen, denn der unglückliche König Georg von England wird wieder heimgesucht von den Dämonen, welche ihm den Geist verwirren und die Sinne umnebeln. Man hatte nach mir gerufen, daß ich die Dämonen austreibe von dem Haupte des kranken Königs. Aber es ist wichtiger, daß die Gesunden nicht krank werden, denn daß die Kranken einige Besserung finden. Der Geist Altothas' sagte mir, da er mich rief: „Eile zu dem

König Friedrich Wilhelm von Preußen, denn er bedarf Deiner, wenn er nicht hinsiechen und sterben soll. Eile, ihm die Gesundheit zu erhalten und die Seele zu kräftigen, denn er hat dessen von Nöthen, und sein großer und schöner Geist ist es werth, daß dem Sterblichen gegeben werde von der Kraft der Unsterblichen." Ich aber wußte im ersten Momente mir kaum zu deuten, von wem Altothas sprach, denn ich wußte ja noch nicht, daß der König Friedrich gestorben sei. Aber auf einmal sah ich vor den Augen meines Geistes auf einem mit Kissen gefüllten Lehnstuhl einen Greis mit gebrochenem Blick, mit zuckender Lippe, dem das Blut nicht mehr floß aus der geöffneten Ader. Zwei weinende Lakaien standen ihm zur Seite, ein Windspiel lag zu seinen Füßen, und über ihm in der Luft sah ich die Dämonen des Unglaubens und der Spottsucht kämpfen um die Seele, die sich losrang in Pein und Schmerzen, und von der die guten Dämonen und die Engel des Glaubens und der Erkenntniß sich zürnend abwandten. Und ich erkannte, was das Gesicht mir sagen wollte, daß der ungläubige König gestorben, und daß der Liebling der unsichtbaren Väter, daß Friedrich Wilhelm jetzt König sei in Preußen. Und wie ich das erkannt hatte, da rief

Altothas zum zweiten Mal: „Eile Dich, eile, denn Friedrich Wilhelm bedarf Deiner. Eile, damit der Gesunde nicht krank werde, damit der Sterbliche empfange von der Kraft der Unsterblichen!“ Ich kehrte um von der Schwelle des St. Jamespalastes, begab mich zurück in die geheime und heilige Werkstatt der Unsichtbaren, um die Mittel zu holen, deren ich bedurfte, und dann mit der heiligen Kraft, welche dem Schauenden und dem Wissenden gegeben, hob ich mich empor und schwebte hieher.

Es ist also wahr, es ist also möglich! rief Friedrich Wilhelm ganz entzückt. Du bist es wirklich, heiliger Meister! Du hast das Wunder vollbracht und hast dem Körper geboten, dem Willen des Geistes sich unterzuordnen und ihm zu folgen durch Zeit und Raum! Oh laß mich Deine Kniee umfassen, laß mich zu Deinen Füßen liegen! Hauche mich an mit dem Athem Deines gebenedeiten Mundes, und laß mich diesen himmlischen Athem einhauchen in meine kranke, sterbliche Brust!

Und er beugte vor dem Großkophta das Knie, und hob das Antlitz flehend und mit entzückten Mienen zu ihm empor.

Stehe auf, Friedrich Wilhelm, Liebling der

Unsichtbaren, erhebe Dich von Deinen Knieen! Ich bin gekommen Dich aufzurichten, nicht aber Dich zu demüthigen. Der König, welcher über Millionen Menschen gebietet, soll seine Kniee nicht beugen vor etwas Sterblichem, und nicht anbeten, was sichtbar ist und vergänglich. Beuge Deine unsterbliche Seele vor dem Unsterblichen, bete in Ehrfurcht zu den Unsichtbaren und Unvergänglichen. Sei ein gebietender König der Menschen, ein gehorsamer Unterthan der Erhabenen! Stehe auf, Friedrich Wilhelm, und höre, was ich Dir zu sagen habe, denn meine Zeit ist kurz und gemessen, und Altothas harret meiner auf der Schwelle des St. Jamespalastes in London!

Der König, gehorsam dem Befehl, erhob sich sofort von seinen Knieen, und stand in ehrerbietiger Haltung vor dem Magier, der ihn unverwandt anschaute mit seinen großen, leuchtenden Augen.

Du bist nicht krank, Friedrich Wilhelm, sagte er dann, aber Du bist auch nicht gesund, die Schwingen Deines Geistes sind ermattet, und der Schlag Deines Herzens ist lahm. Du würdest hinsiechen und sterben, wenn es keine Mittel gäbe, den Tod, welcher grinsend heranschleicht, zurückzujagen von der Thür Deines Körpers.

Oh, erbarme Dich mein, erhabener Wunderthäter! Gieb mir von den Mitteln des Lebens, verscheuche den Tod! Erbarme Dich, rette mich! Ich schwöre, daß meine Dankbarkeit grenzenlos sein wird, und daß ich bereit bin zu jeder Belohnung, welche die Erhabenen und die Unsichtbaren von mir fordern können.

Die Erhabenen und die Unsichtbaren fordern kein Opfer, und nehmen keine Belohnung, wie irdische Menschen es thun. Sie handeln und wirken nach höheren Gesetzen; nur Liebe, Verehrung und Gehorsam ist der Lohn, welchen sie begehren.

Ich weihe ihnen diese aus der tiefsten Tiefe meines Herzens.

Die Unsichtbaren wissen das, und deshalb bin ich hier, um Dir zu helfen und Dir die Kraft der Gesundheit und des Lebens wieder zu geben. Höre nun, was ich Dir zu künden habe, Friedrich Wilhelm, und präge es tief ein in Dein Herz! Damit der Tod keine Gewalt über Dich gewinne, muß Dein Herz seine Freudigkeit, Deine Seele ihre Schwungkraft wieder gewinnen. Die Freudigkeit Deines Herzens aber ist getrübt, weil eine heftige und leidenschaftliche Liebe es erfüllt, und weil Du zu schwach bist,

um sie zu besiegen. So folge ihr denn, Friedrich Wilhelm! Die Unsichtbaren erlauben es Dir! Laß die große, die reine und edle Liebe Besitz nehmen von Deinem ganzen Sein, entsage allen unedlen Leidenschaften und Wünschen, mache das edle und holdselige Mädchen, welches Du liebst, zu Deinem ehelichen Weibe, und Friede, Freudigkeit und Ruhe wird wieder einziehen in Dein Herz, und die Flügel Deines Geistes werden wieder sich heben und Dich aufwärts tragen zu den Höhen der Begeisterung. Aber auch dem Körper soll Gesundheit gegeben werden, und von ihm scheuchen wollen wir Alles, was Krankheit ist und Schwäche. Ich bringe Dir das Elixir des Lebens, der Gesundheit und Kraft!

Oh Dank, ewigen, unaussprechlichen Dank! rief Friedrich Wilhelm, indem er mit leidenschaftlicher Begierde nach dem Fläschchen griff, welches Cagliostro ihm darreichte, und welches der König mit Ausrufen des Entzückens an seine Lippen drückte.

Laß mich trinken, erhabener Meister! Laß mich trinken schon in dieser Stunde!

Nein! Erspare Dir die kostbare Arzenei bis zu anderer Zeit, wo ich nicht bei Dir bin und Du ihrer bedarfst. Jetzt bin ich da, und ich

ströme auf Dich aus die Kraft und die Gesundheit! Nimm sie hin, Friedrich Wilhelm! Ich salbe Dich im Namen der Unsichtbaren zum König der Welt und des Lebens!

Er träufelte aus einem Fläschchen einige Tropfen auf das dünne, spärliche Haar des Königs, und ein herrlicher Wohlgeruch erfüllte auf einmal das Gemach. Der König hob mit einem Ausruf des Entzückens sein Haupt empor und athmete in vollen Zügen den herrlichen Duft ein.

Es ist mir so wohl, so wonnig und so licht! rief er. Mir scheint, daß ich mich erhebe von der Erde, die Fesseln der Körperlichkeit fallen ab von mir, und mich dünkt, ich sehe die Pforten des Paradieses vor mir!

Nimm dies, und sie werden sich Dir aufthun, sagte Cagliostro, indem er eine kleine graue Kugel oder Pille auf die Lippen des Königs legte. Genieße dies, und alle Wonnen und alle Entzückungen des Paradieses werden sich Dir offenbaren im himmlischen Schauen und Empfinden!

Der König genoß die dargereichte Gabe, und ein Schauer durchrieselte seine ganze Gestalt, als er sie langsam verschluckte. Seine Augen öffneten sich mit einer glühenden Röthe, dann bedeckte eine fahle Blässe seine Wangen, er tau=

melte und sank zurück in den Lehnstuhl, den Bischofswerder und Wöllner vorsichtig und leise herbeigerollt hatten.

Cagliostro neigte sich über ihn, und beobachtete die Schatten, die über das Antlitz des Königs hinzogen und es verdüsterten. Er sah, wie allgemach diese Schatten schwanden, wie die Züge des Königs sich aufhellten und nun strahlten in Freude und Glück, während ein entzücktes Lächeln seine halbgeöffneten Lippen umspielte.

Er ist im Paradiese, sagte Cagliostro, sich wieder aufrichtend. Seine Phantasie schafft ihm himmlische Freuden und Wonnen. Eine Stunde wird vergehen, ehe er aus dem Paradiese wieder heimkehrt auf die Erde, und selbst die Erinnerung an das, was er in dieser Stunde genossen und erschaut, wird noch lange wie ein Sonnenstrahl in seiner Seele leuchten. Er wird sich ewig sehnen nach der Erneuerung dieser Wonne, und Ihr sollt ihn damit trösten, daß ich, wenn er lebt und handelt nach dem Willen der Unsichtbaren, und ihnen ein gehorsamer und unterwürfiger Diener und Knecht ist, daß ich dann am Schlusse jedes Jahres ihm erscheinen oder ihm durch einen Boten senden werde von dieser geheimnißvollen Wunderspeise, welche die Freuden

und Entzückungen eines ganzen Lebens zusammengefaßt in Eine Stunde. Sein Geist ist in Wonne verloren, und sein Ohr ist verschlossen jedem irdischen Laut! Ihr aber, meine Freunde und Geliebten, tretet nahe zu mir heran und vernehmet, was ich Euch zu sagen habe.

Sie näherten sich ihm mit ehrfurchtsvoller Miene, die beiden Rosenkreuzer Wöllner und Bischofswerder, und schienen hochbeglückt, als Cagliostro auf ihre Schultern seine beiden Hände legte.

Sprich zu uns, erhabener Meister! Jedes Wort von Deinen Lippen fällt wie ein himmlischer Thautropfen in unsere Seele und erquicket sie mit göttlicher Labung. Sage und befiehl, was wir zu thun haben!

Ihr sollt weiter wandeln auf dem Wege, den die Unsichtbaren Euch vorgezeichnet haben durch mich. Ihr sollt helfen, das Reich der Kirche und der Geister auszubreiten auf Erden und den frommen Vätern die Macht und Gewalt der Regierung zu verleihen. Die unsichtbare Kirche und ihre sichtbaren Priester und Vertreter allein sollen in Zukunft herrschen und gebieten auf Erden, und darum müssen die Throne stürzen, die Kronen in Staub zerfallen, die Namen der

irdischen Könige und Fürsten wie Unkraut ausgejätet und zerstört werden. Ich sage und künde Euch, daß eine große, eine furchtbare Zeit sich heranwälzt mit Blut und Feuerbrand, mit Raub und Mord und Plünderung. Es ziehen die Dämonen des Aufruhrs und der Empörung durch alle Lande, und drohen allen Fürsten, und grüßen alle Völker mit dem verheißungsvollen Worte der Freiheit und der Brüderlichkeit. Wir sind es, die Diener der Unsichtbaren, die heiligen Väter der heiligen Kirche, welche die Dämonen gebildet und ausgesandt haben, auf daß sie die Fürsten schrecken und ihnen entgegenhalten das grauenvolle Gespenst der Revolution und Völkerempörung. Der König, welcher eben gestorben ist, hat sein Leben daran gesetzt, den Geist der Völker frei zu machen; wir müssen Alles daran setzen, ihn wieder in Fesseln zu schlagen, und die Völker und die Fürsten wieder zurückzuführen zur Demuth und zur Ergebung. Dazu bedarf es des Schreckens für die Fürsten, der Angst vor ihren Völkern, damit sie reuig zurückkehren zur Religion und zur Kirche. Sie sollen Buße thun in Sack und Asche, und wissen und erkennen lernen, daß nur die Priester der heiligen Kirche und die frommen Ordensbrüder ihnen Frieden

und Sicherheit verschaffen und die empörten Völker wieder in gehorsame und unterwürfige Unterthanen verwandeln können. Um Wunden und Krankheiten zu heilen, bedarf es zuweilen des scharfen Messers und des glühenden Feuers. Wir, die unsichtbaren Väter, wir wollen den Fürsten diese Heilung bringen durch das Messer und das Feuer, auf daß sie erbebend in ihre Kniee sinken und anbeten und erkennen lernen, von wannen allein ihnen das Heil kommen kann. Auch die Revolution kann zu einer machtvollen und erhabenen Waffe werden in den Händen der Unsichtbaren, und auf blutigen Pfaden kann das Heil gefunden werden! Wehe uns aber, wehe uns Allen, daß wir diese Pfade wandeln müssen! Wehe!

Wehe! Wehe! riefen die beiden Rosenkreuzer bleich vor Entsetzen, während das Antlitz des schlummernden Königs noch immer leuchtete in seliger Verzückung.

Aber durch das Wehe soll das Heil kommen, fuhr Cagliostro fort. Das wilde Fleisch wird ausgeschnitten werden mit dem Messer, die faulenden Wunden werden mit dem Feuer gebrannt werden, damit sie neue Heilkraft gewinnen. In Sturm und Drang wird die Erde sich rütteln

in Sturm und Drang werden die Throne erbeben, die Fürsten herniederfallen in den Staub und die Völker aufheulen gleich den vom Sturm aufgepeitschten Meereswogen. Die heilige Kirche aber wird dann das Schifflein sein, welches dem Sturm gebietet zu schweigen und dem Drange der Völker einen Damm entgegenstellt, indem es sie zurückführt zur Demuth und zum Glauben. Dem Stier, welcher wüthend ist, kann man am leichtesten den Strick über die Hörner schlagen, denn die Wuth macht ihn blind, daß er die Fesseln nicht sieht, mit welchen man ihn binden wird. Wir benutzen die Völker, um die Fürsten zu schrecken, wir, die unsichtbaren Väter der Kirche und des Glaubens. Die Revolutionen sind der Sturm und Drang, den wir ausschicken über die ganze Erde, auf daß sie gereinigt werde von den Dünsten der Selbstüberhebung, der Aufklärerei und Freigeisterei! Ueber ganz Europa ausgebreitet sind die Väter und Brüder unseres Ordens, überall bereiten sie das Werk der Vernichtung und des Umsturzes vor, damit aus der Vernichtung und dem Umsturz sich das Edle und Erhabene neu aufbaue, und die Kirche und die Priester wieder aus Schutt und Asche und aus Sturm und Drang siegend und herrschend hervorgehen.

Ihr, meine Ordensbrüder, habet hier zu schaffen und zu wirken! Euch übergebe ich im Namen der unsichtbaren Väter dieses Reich und diesen König! Ihr sollt ihn beherrschen und ihn dienstbar machen dem heiligen Orden und der heiligen Kirche. Ihr sollt herrschen und regieren in Preußen und ausrotten die Irrlehre und die Freigeisterei. Ihr sollt das wahre Heil aufrichten und das Unheil zu Boden schleudern! Das Heil aber ist der Glaube, das Unheil ist der Unglaube! Führet den König zurück zum Glauben! Jedes Mittel, welches Ihr dazu gebraucht, ist recht, denn der Zweck heiligt die Mittel, und das Schlechte und das Lasterhafte selbst wird zur heiligen Waffe in den Händen der Berufenen und der Auserkorenen! Und nun, meine Brüder, grüße ich Euch zum letzten Lebewohl, denn meine Stunde ist gekommen, und ich muß von hinnen gehen!

Du willst uns verlassen, oh Meister und Herr! jammerte Bischofswerder. Bleibe bei uns und hilf uns in unseren heiligen Zwecken.

Bleibe bei uns, wimmerte Wöllner, steh' uns bei und hilf uns den König zurückführen auf die rechten Pfade.

Ihr werdet Beide ohne mich es vollbringen,

denn Ihr seid stark im Wollen, und Er ist schwach im Widerstreben! Ihr Beide werdet die Könige sein in Preußen, Ihr werdet regieren und herrschen! Vergesset aber nie, daß Ihr als die Herrschenden immer noch die Dienenden seid!

Wir werden das niemals vergessen! Wir werden immer harren auf die Befehle der Unsichtbaren, und gehorsam sein dem Willen, welchen Dein erhabener Mund uns künden wird!

Wer kann es wissen und sagen, ob mein Mund Euch jemals wieder etwas sagen und künden wird! sagte Cagliostro mit schwermuthsvoller Stimme. Ich wandle durch die Welt an dem Rande der Abgründe und auf den Spitzen der brausenden Wellen, der Sturm ist mein Gefährte, und der wilde Drang der Geister ist mein Helfershelfer. Aus Sturm und Drang der Geister soll das Heil und die Erlösung der Herzen erstehen, aus Mord und Blut soll die weiße Rose der Kirche neu erblühen. Gedenkt an diese Worte und lebet wohl, Ihr Brüder des Kreuzes und der Rosen! Gedenkt ihrer und lebet wohl für immerdar!

11.
Das Testament.

Die ernste Feier war vollendet. Die sterbliche Hülle des großen Königs war fortgeführt aus den Gemächern, von welchen aus der König seit langen Jahren seine Staaten regiert hatte, fortgeführt aus dem Hause, das seine einzige Lebensfreude gewesen, und das fortan ein Denkmal sein sollte seines Lebens und seines irdischen Daseins. Aber man hatte gleich damit begonnen, die Befehle und Wünsche des Königs zu mißachten und der Welt ein Zeugniß davon zu geben, daß der König nicht gedenke zu wandeln in den Fußstapfen seines Vorgängers, und daß er seine Freigeisterei und sein Ablösen von allen Vorurtheilen nicht gutheißen wolle. Friedrich hatte neben den Terrassen von Sanssouci sich selber

ein Grabgewölbe bauen lassen. Er wollte, daß seine Hülle eine bleibende Stätte fände in dem Garten, welchen er geschaffen, nahe dem Hause, in welchem er mit seinen Freunden gelebt und glücklich gewesen!

Aber seinem Nachfolger däuchte eine solche Ruhestätte inmitten des Tempels der Natur, unter dem heiligen Dome des Himmels, welchen Gott gewölbt, keine würdige Ruhestätte für einen König. Würdiger erachtete er den Tempel, welchen Menschenhand aus Stein geschaffen, und statt des freien sonnen- und sternenglänzenden Himmelszeltes sollte eine Mauer von Backstein und Mörtel sich wölben über der letzten Ruhestätte des Königs.

Seit langen Jahren hatte der Philosoph von Sanssouci keine Kirche mehr besucht; jetzt, als wolle man der Welt beweisen, daß nun eine Umkehr stattfinde in Preußen, jetzt trug man die irdische Hülle des Königs in eine Kirche und gab ihr dort eine letzte Ruhestätte. Nach der Garnisonkirche zu Potsdam, wo unter der Kanzel die Gruft sich wölbte über dem einfachen, schmucklosen Sarge Friedrich Wilhelm's des Ersten, dahin wandte am Abend des achtzehnten August sich der stille, düstere Leichenzug des Königs. Seine

Generale und Officiere, der Magistrat von Potsdam und der geringe Hofstaat Friedrich's folgten dem Trauerwagen, auf welchem der schmucklose Sarg stand. Aber nicht sein Nachfolger, nicht der König Friedrich Wilhelm, nicht die Prinzen und Prinzessinnen waren zugegen. Einsam, wie er gelebt hatte, ging Friedrich zu Grabe, stieg er hernieder in das dumpfe Grabgewölbe, in welchem ihn der Sarg seines Vaters erwartete. Im Leben hatten sie sich von einander fern gehalten, aber der Tod führte sie nun wieder zusammen, und was sterblich an ihnen gewesen, ruhte nun bei einander in Eintracht und Stille. Der Tod versöhnt und schlichtet Alles, und selbst die Könige sind in seinen Händen nur Staub vom Staube der Menschheit! —

Am Morgen nach der Beisetzung Friedrich's aber begab sich der König Friedrich Wilhelm nach Sanssouci, denn dort, in dem Arbeitszimmer Friedrich's sollte eine feierliche und wichtige Handlung vor sich gehen: die Eröffnung des Testamentes! Die Prinzen, die königlichen Brüder, welche die Leiche des Königs nicht zu seiner letzten Ruhestätte begleitet hatten, wollten doch bei diesem feierlichen Acte nicht fehlen, und die Prinzen Heinrich und Ferdinand, selbst die Prin-

zessin Amalie, die alte, gebrechliche, von geistigen und körperlichen Leiden erschöpfte und entstellte Schwester des Königs, waren nach Sanssouci gekommen, um der Testaments-Eröffnung beizuwohnen. Sie standen beieinander in der Fensternische, die drei Geschwister, und flüsterten leise mit einander, und Ingrimm und Zorn sprach aus ihren Mienen, und die Blicke, welche sie nach der Thüre schleuderten, durch welche der König eintreten mußte, waren voll Haß und Spott.

Bischofswerder ist Oberst geworden, und Wöllner Geheimer Finanzrath, murmelte Prinz Heinrich ingrimmig. Selbst der abscheuliche Kerl der Rietz hat einen Titel bekommen. Aber an seine Familie denkt er nicht, für uns giebt es keine Gnadenbezeigungen!

Wie könnte das auch sein, höhnte Amalie mit ihrer scharfen, schneidenden Stimme. Die Günstlinge stehen unter der goldenen Traufe, und wir wollen doch nicht ihren Platz einnehmen, hoffe ich? Wenigstens ich für meinen Theil danke dafür, zu stehen wo die Enke steht, und auch mit der neuen Flamme, dem Hoffräulein von Voß mag ich die königliche Liebe nicht theilen.

Sie wird bald eine wichtige Stelle einneh-

men, flüsterte Prinz Ferdinand. Der König wird sie sich antrauen lassen.

Unmöglich! krächzte die heisere Stimme der Prinzessin. Es müßte denn sein, daß unser liebe Neffe mit seinen Diavolini erst die Gemahlin beseitigt hätte.

Er will sich vielleicht den König Salomo zum Vorbild nehmen, murrte Prinz Heinrich. War auch ein Erzliedrian, und gilt doch in der Bibel als ein gar heiliger und würdiger König.

Sollte über sich selbst ein Salomonisches Urtheil fällen, krächzte die Prinzessin; sollte sich in drei Theile schneiden: eins für die Königin, eins für die Enke und eins für die neue Favoritin.

Man soll von dieser Letzteren mit Ehrfurcht sprechen, flüsterte Prinz Ferdinand. Der König will es so; denn das Hoffräulein von Voß ist ungeheuer tugendhaft und will durchaus getraut werden. Der König hat gleich am Sterbetage Friedrich's mit dem Fräulein eine Zusammenkunft gehabt, und da hat sie ihm ihre drei Bedingungen gesagt. Sie verlangt die Einwilligung der Königin, dann die kirchliche Trauung und drittens die Entfernung der Rietz.

Die Königin wird ihre Einwilligung nicht geben, sagte Prinzessin Amalie rasch.

Sie hat sie schon gegeben! Der Herr Kämmerer Rietz hat dies Meisterstück zu Stande gebracht. Der König bezahlt die Schulden seiner Gemahlin, verdoppelt ihr Nadelgeld, und dafür giebt sie ihre Zustimmung zur Vermählung linker Hand. *)

Sie sind Alle erbärmliche, käufliche Dinger, die Weiber, brummte Prinz Heinrich. Falsche Katzen, die in jeder Stunde bereit sind zu kratzen und ihre besten Freunde zu verrathen. Eine Königin ist darin nicht besser wie eine Bettlerin! Um Geld entsagt die Königin ihrer Ehre und ihrem Recht, und läßt dem Laster ein Tugendmäntelchen umhängen. Aber dies Mal wird's ihr doch nichts helfen, denn es wird sich kein Priester finden, der die ungesetzliche Ehe einsegnet.

Sie irren, cher frère, sagte Prinz Ferdinand lächelnd. Es hat sich schon einer gefunden. Der König hat den neugebackenen Herrn Geheimen Finanzrath Wöllner um Rath gefragt. Der Kerl war ja bekanntlich früher Prediger und kennt daher die Kniffe der Geistlichen. Er hat dem

*) Historisch.

König aus der Geschichte nachgewiesen, daß solche Doppelehen möglich sind, und daß selbst Luther dem Landgrafen Philipp eine solche erlaubt hat; er hat sich ferner erboten, da er selbst ordinirter Prediger ist und die Functionen eines solchen verrichten darf, selber die Trauungs-Ceremonie zu besorgen.

Sie sind Alle erbärmliche, käufliche Subjecte, die Männer, sagte Prinzessin Amalie, indem sie aus ihren großen, blutunterlaufenen Augen, welche ihr den Beinamen „die böse Fee" zugezogen hatten, einen boshaften Seitenblick auf ihren Bruder Heinrich schleuderte.

Wundert mich, daß Sie das sagen, chère soeur, bemerkte Prinz Heinrich. Sie haben also Ihre Ansicht über die Männer sehr geändert.

Nein, krächzte sie grollend, nein, ich habe es immer gewußt, daß die Männer eine erbärmliche Race sind. Es gab nur zwei Ausnahmen: die eine war mein Bruder Friedrich, und die andere war der Mann, den der große König Friedrich selbst nicht in Banden zu halten vermochte, und der mit der Kraft seines Geistes selbst die schwersten Riegel und die stärksten Ketten zerbrach und sich frei machte, allen Königen und allen Kerkermeistern zum Trotz. Oh, ich danke

Ihnen, Heinrich, daß Sie mich an ihn erinnert haben; denn mein altes Herz, welches die Menschen vergiftet haben, und das verschrumpft und alt ist, wird wieder warm und wieder jung, wenn ich an Ihn denke, um den ich so viel gelitten habe, und der aus mir die alte Hexe gemacht hat, die ich jetzt bin. Doch still, da kommt der König, unser lieber Herr Neffe!

Und Amalie, deren Angesicht eben von einem Strahl der Jugend und der Erinnerung verklärt worden, nahm wieder ihre hämische und düstere Miene an und humpelte dem „Herrn Neffen" entgegen, der eben, gefolgt von dem Grafen von Herzberg und dem gestern erst ernannten Staatsminister Herrn von Voß, in das Gemach eintrat.

Wie schön Eure Majestät aussehen, rief Prinzessin Amalie mit ihrer rauhen, krächzenden Stimme, wie schön und wie jung. Wäre das dünne Haar nicht, und der Embonpoint und die liebe Gemahlin, man könnte Eure Majestät für einen jungen Mann halten, der auf Freiers Füßen geht, und —

Und dabei das Unglück hat, einer bösen Fee zu begegnen, lächelte der König. Aber es macht nichts, wir sind schon abgestumpft gegen ihren

bösen Blick, und werden niemals aufhören, sie zu lieben und zu achten. Ich bitte die liebe Tante Amalie, sowie meine beiden Herren Oheime, überzeugt zu sein, daß ich Ihnen Allen stets ein ergebener und liebevoller Neffe und mit Vergnügen bereit sein werde, Ihre Wünsche zu erfüllen. Wir sprechen nachher davon; aber jetzt lassen Sie uns den feierlichen Actus beginnen, welcher uns hier zusammengeführt hat. Herr Graf von Herzberg, ich ersuche Sie, den Gesandten des Herzogs von Braunschweig hereinzuführen.

Und der König nahm auf dem Fauteuil Platz, der in der Mitte des Gemaches aufgestellt war, und zu dessen beiden Seiten sich einige Stühle und Tabourets befanden, auf denen Prinzessin Amalie und die beiden Prinzen sich niederließen. Seitwärts von ihnen, in der Nähe des Fensters, stand ein mit grünem Tuch bedeckter Tisch, vor demselben drei Stühle mit hohen, kunstvoll geschnitzten Lehnen. Es war der Schreibtisch Friedrich's des Großen, an dem er täglich so viele Stunden gearbeitet und gedacht hatte für Preußens Wohl und seiner Unterthanen Ehre, und dessen Anblick vorher dem Minister von Herzberg Thränen in die Augen getrieben.

Herr Baron von Hardenberg, Minister und

außerordentlicher Abgesandter Seiner Durchlaucht des Herzogs von Braunschweig, rief eben der Graf von Herzberg, indem er an seiner Hand den Genannten hereinführte und ihn dem König präsentirte. Baron von Hardenberg verneigte sich mit dem Anstand eines eleganten Weltmannes und eines Höflings zugleich, und heftete dann seine großen blauen Augen mit einem Ausdruck ehrerbietiger Erwartung, aber mit vollkommen ruhiger und unbefangener Miene zu dem König auf.

Sprechen Sie, mein Herr Baron, sagte Friedrich Wilhelm nach einer verlegenen Pause. Mein Herr Oheim, der Herzog von Braunschweig sendet Sie mir. Was bringt der Herr Baron von Hardenberg?

Sire, ich bringe im Auftrag und Befehl meines gnädigen Herrn und Herzogs das Testament des hochseligen Königs Friedrich's des Zweiten! Unverletzt an allen Siegeln und ganz so, wie es die heimgegangene Majestät dem Herzog vor Jahren schon übergeben, und wie es seitdem geruhet hat in dem herzoglichen Staatsarchiv zu Braunschweig.

Er reichte dem König das versiegelte Schriftstück dar und bat ihn, mit den Prinzen und Ministern die Siegel zu prüfen, um sich zu überzeugen,

daß sie unversehrt seien, und dann, wenn Seine Majestät dies gethan, die Siegel zu lösen und das Testament zu eröffnen. Nachdem dies Alles geschehen, nachdem der König das zusammengefaltete Papier auseinander geschlagen und Herzberg bezeugt hatte, daß dies die wirkliche und eigenhändige Schrift des Königs Friedrich sei, reichte Friedrich Wilhelm die Papiere wieder dem Baron von Hardenberg dar.

Sie sind es, welcher uns diese letzten Grüße und Ermahnungen des großen Königs überbracht hat, es ist daher auch billig und recht, daß Sie, als der Stellvertreter des Herrn Herzogs, uns bekannt machen mit dem Inhalte des Testamentes. Ich ermächtige Sie, uns dasselbe vorzulesen. Nehmen Sie dort an dem Tische Platz, mit meinen beiden Herren Staatsministern Ihnen zu beiden Seiten! Nun lesen Sie!

Graf von Hardenberg breitete die Schriftstücke auf dem Tische aus, und mit lauter, sonorer Stimme begann er das Testament des Königs zu lesen, wie folgt:*)

*) Das Original ist in französischer Sprache abgefaßt. Das Obige eine getreue, wörtliche Uebersetzung nach dem von Preuß mitgetheilten Urtext, Band II, S. 401 seiner „Lebensbeschreibung."

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Moment unserer Geburt bis zu dem unseres Todes. Während dieser kurzen Spanne Zeit ist der Mensch dazu bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabe der Staatsgeschäfte gelangt bin, habe ich mit all' den Kräften, welche die Natur mir gegeben, und nach meiner schwachen Einsicht mich bestrebt, den Staat glücklich und blühend zu machen, den ich die Ehre hatte zu beherrschen. Ich habe Recht und Gerechtigkeit regieren lassen, ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, und ich habe in der Armee jene Disciplin eingeführt, die sie den anderen Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nachdem ich auf diese Weise meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigen wollte; um also die Zwistigkeiten zu vermeiden, die sich um der Erbschaft willen unter meinen Angehörigen erheben könnten, thue ich ihnen durch diesen feierlichen Act meinen letzten Willen kund.

1) „Ich gebe gern, und ohne Bedauern diesen Lebensathem, der mich beseelt, der wohlthä-

tigen Natur zurück, die mich gewürdigt hat, ihn mir zu leihen, und diesen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt, und ich will als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Aufsehen, ohne Glanz, ich will weder secirt, noch einbalsamirt werden. Man beerdige mich in Sanssouci auf der Höhe der Terrassen, in dem Grabgewölbe, welches ich mir habe bereiten lassen. Der Prinz von Nassau ist in dieser Weise in einem Gehölze nahe bei Cleve beigesetzt worden; sollte ich in Kriegszeiten oder auf einer Reise sterben, so hat man meinen Körper an dem ersten besten Orte zu deponiren, und soll ihn nachher im Winter nach Sanssouci befördern, und ihn beisetzen, wie ich oben angegeben."

2) „Ich hinterlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, dem ersten Erbfolger der Krone, das Königreich Preußen, Provinzen, Staaten, Schlösser, Festungen, Plätze, Munitionen, Arsenale, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Juwelen der Krone, die in den Händen der Königin, meiner Gemahlin, sind, die Tafelgeschirre von Gold und Silber, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliotheken, Medaillen-Cabinette, Gemälde-Galerien, Gärten

u. s. w., u. s. w. Außerdem hinterlasse ich ihm den Schatz, so wie er sich am Tage mein es Todes vorfindet, als ein Gut, welches dem Staate gehört und welches nur dazu verwandt werden darf, um die Völker zu vertheidigen oder zu unterstützen."

3) „Wenn ich etwa einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Bezahlung mich der Tod verhinderte, so soll mein Neffe sie bezahlen. Solches ist mein Wille."

4) „Ich hinterlasse der Königin, meiner Gemahlin, die Revenue, welche sie bezieht, mit Hinzufügung von zehntausend Thalern jährlich, zwei Tonnen Wein jährlich, freies Holz und freies Wildpret für ihre Tafel. Unter dieser Bedingung hat sich die Königin verpflichtet, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Außerdem, da es keine passende Wohnung giebt, welche man ihr zur Residenz anweisen könnte, begnüge ich mich, der Form wegen, Stettin als solche zu bezeichnen. Ich begehre zu gleicher Zeit von meinem Neffen, daß er ihr ein passendes Logement im Schlosse in Berlin bereit halte, und daß er für sie die Rücksichten habe, wie sie geziemend sind für die Wittwe seines Oheims und für eine

Prinzessin, deren Tugend sich niemals verleugnet hat."

5) „Kommen wir jetzt zu der Allodial-Erbschaft. Ich bin niemals weder geizig, noch reich gewesen, auch habe ich niemals über große Sachen disponirt. Ich habe die Revenuen des Staates wie die Bundeslade betrachtet, welche keine ungeweihete Hand berühren dürfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte niemals zu meinem besondern Nutzen verwendet. Die Ausgaben, die ich für mich gemacht, haben niemals die Summe von zweimalhunderttausend Thalern überstiegen, auch läßt mir meine Administration ein vollkommen ruhiges Gewissen, und ich fürchte es nicht, dem Publikum Rechenschaft darüber abzulegen."

6) „Ich ernenne meinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Universal-Erben meines Allodial-Vermögens, wovon er aber folgende Legate zu bezahlen hat."

Nachdem der König sodann in vierundzwanzig folgenden Nummern allen seinen Anverwandten ein Legat, sei's in Geld, Brillanten oder anderen Dingen, festgesetzt, nachdem er die Pensionen für die invaliden Officiere und Soldaten seiner Armee und seiner Dienerschaft bestimmt, fuhr das Testament fort:

„Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Geblüt in den Personen seiner Onkel und Tanten und aller seiner Verwandten zu achten und zu ehren. Der Zufall, welcher das Schicksal der Menschen bestimmt, regelt auch die Nachfolge; aber dadurch, daß man König wird, gilt man nichts Besseres als die Anderen. Ich empfehle daher allen meinen Verwandten, in gutem Einverständniß zu leben, und wenn es sein muß, bereit zu sein, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates zu opfern.

„Meine letzten Wünsche werden, wenn ich sterbe, dem Glücke dieses Reiches gelten. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Milde der Gesetze, möge es immer gerecht und gut in Rücksicht seiner Finanzen administrirt, und am tapfersten vertheidigt werden durch ein Heer, das nur für die Ehre und den schönen Ruhm athmet, und möge es dauern und blühen bis an's Ende aller Jahrhunderte!"

Amen! Amen! rief der König mit frommem Händefalten, als der Baron von Hardenberg jetzt die Vorlesung beendigt hatte. Amen! Es soll Alles so geschehen, wie mein großer, erhabener

Oheim es festgesetzt hat! Gott segne Preußen und gebe mir Kraft, es zu regieren und glücklich zu machen! Ich danke Ihnen, Herr Baron, und behalte mir vor, Sie morgen, bevor Sie abreisen, noch zu einer vertraulichen Besprechung zu sehen.

Er nickte dem Gesandten zu, und da dieser sich jetzt in Begleitung der beiden Staatsminister auf den Wink des Königs zurückzog, wandte sich Friedrich Wilhelm mit einem freundlichen Lächeln und einem huldvollen Neigen seines Hauptes an die Prinzessin Amalie und deren beide Brüder, die sich gleich dem König von ihren Sitzen erhoben hatten.

Mein erhabener hochseliger Oheim hat mir ganz besonders die Sorge für das Wohl meiner Onkel und Tanten empfohlen, sagte er. Ich darf aber versichern, daß es dieser Empfehlung nicht bedurfte, und daß ich auch ohnedies freudig bereit gewesen wäre, nach meinen Kräften und so weit ich vermag, zu ihrem Glück und Wohlergehen beizutragen. Ich bitte Sie also, sagen Sie mir in dieser Stunde irgend einen Wunsch, der Ihnen am Herzen liegt, und dessen Erfüllung wir als ein Andenken an diese feierliche Testamentseröffnung in Ehren halten wollen. Spre-

chen Sie also, mein geliebter Oheim, Prinz Heinrich, sagen Sie mir eine Gnade, die ich Ihnen bewilligen kann.

Der Prinz bebte leise zusammen und eine glühende Röthe schoß einen Moment über sein Antlitz hin, das wie eine getreue Copie des heimgegangenen Königs anzuschauen war. Das Wort „Gnade,“ welches der lächelnde Mund des Königs gesprochen, traf sein Herz wie ein vergifteter Pfeil und bohrte sich tief in dasselbe ein.

Sire, sagte er mit scharfem Ton, ich habe nichts zu begehren und mir durchaus keine Gnade von Ihnen zu erbitten. Es müßte denn als eine Gnade betrachtet werden, daß mir in allen meinen Ansprüchen und Erbangelegenheiten Gerechtigkeit widerfahre und meine Rechte gewahrt werden.

Gerechtigkeit zu üben ist keine Gnade, sondern eine Pflicht, erwiderte der König milde, und sicherlich wird mein theurer Oheim Heinrich in allen seinen Ansprüchen und Erbangelegenheiten der Gerechtigkeit gemäß geschützt werden.

Auch in meinen Erbansprüchen auf die Nachfolge in dem Markgrafenthum Schwedt? fragte Prinz Heinrich rasch, und ein durchbohrender Blick seiner Augen, die groß, leuchtend und scharf

waren, wie die Augen Friedrich's, traf das Angesicht seines Neffen.

Friedrich Wilhelm zuckte leicht die Achseln. Das ist eine Frage der Politik, deren Entscheidung dem Ministerrath, nicht der Familienconferenz zukommt, erwiderte er.

Das heißt mit anderen Worten, krächzte Amalie mit einem höhnischen Lachen, der Prinz Heinrich wird stets zur lieben Familie, aber nie zu den Ministern und Rathgebern des Königs gehören.

Der König, vielleicht um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, wandte sich rasch dem Prinzen Ferdinand zu. Und Sie, mein theurer Oheim, haben Sie uns keinen besondern Wunsch mitzutheilen?

Der Prinz lächelte. Ich bin nicht ehrgeizig, und meine Finanzen sind glücklicherweise in guter Ordnung. Ich empfehle mich und meine Familie dem Wohlwollen unseres Königs. Es würde mich besonders freuen, wenn mein ältester Sohn Louis der Protection seines königlichen Oheims gewürdigt werden könnte.

Er soll wie mein eigener Sohn gehalten werden und avanciren, sagte der König rasch. Ich wünsche, daß er der Freund und Gefährte meines Sohnes Friedrich Wilhelm sei, und diesem

ein wenig mittheile von seinem Geist und seinem Feuer. Die jungen Prinzen sind dazu gemacht, einander zu ergänzen, und es wird mir lieb sein, wenn sie recht innige Freunde sind. Und jetzt, meine theure geliebte Prinzessin Tante, fuhr der König fort, indem er sich an Amalie wandte, jetzt bitte ich auch Sie, mir Ihre Wünsche mitzutheilen.

Die Prinzessin zuckte die Achseln. Ich bin nicht ehrgeizig, wie Bruder Heinrich, und ich habe keine Kinder zu versorgen wie Bruder Ferdinand. Meine Bedürfnisse sind gering, und ich liebe die Menschen nicht genug, um mir Reichthümer zu wünschen, damit ich die leeren Taschen füllen und die Entbehrenden zu Genießenden machen könnte. Das Leben ist mit mir nicht weich- und großmüthig umgegangen, warum sollte ich es nun gegen die Menschen sein? Es giebt nur einen Menschen, welchen ich glücklich zu machen wünschte, denn er hat, gleich mir, lange Jahre des Unglücks durchlebt, und weiß ein trauriges Lied zu singen von der Härte und Grausamkeit der Menschen. Sire, ich fordere und begehre nichts für mich, aber ich fordere einen Sonnenstrahl für denjenigen, dem man viele Jahre die Sonne gestohlen und ihn vergraben hat in langer Kerkernacht. Ich fordere

für einen Greis den Schimmer des Glücks, welches man seiner Jugend und seinem Mannesalter freventlich entwandt hat. Sire, es haftet in meiner Erinnerung nur ein einziger Schatten auf dem Angedenken meines erhabenen Bruders. Dieser Schatten heißt: Friedrich von Trenck. Ueben Sie Gerechtigkeit. Geben Sie Friedrich von Trenck seine Güter wieder, welche man ihm ungerechter Weise genommen hat, geben Sie ihm seinen Adel und seinen militärischen Rang wieder, dessen man ihn beraubt hat. Sire, thun Sie dies, und ich, welche das Unglück zu einer bösen Fee gemacht hat, ich werde fortan nichts mehr sein als eine gutmüthige vertrocknete alte Mumie, welche ihre Hände falten, und mit ihrem letzten Lebensathem beten wird für den guten und großmüthigen König, der Friedrich von Trenck glücklich gemacht hat.

Es soll geschehen, wie meine theure Tante es wünscht, sagte der König gerührt. Wir wollen Friedrich von Trenck seine Güter und seine militärischen und bürgerlichen Ehren wiedergeben, wir wollen ihn auch an unsern Hof einladen, und er soll nicht zu fürchten haben, daß er wieder in die Kasematten von Magdeburg ge-

schleppt werde, wenn auch Prinzessin Amalie ihm freundlich und huldvoll lächelt.*)

Die Prinzessin verzog ihr armes altes, von Narben entstelltes Gesicht zu einem Lächeln, das aber nur zu einer Grimasse ward, und sie wußte selbst nicht, daß der Schleier, welcher plötzlich ihre Augen verdunkelte, eine Thräne war. Es war so viele Jahre her, daß sie nicht gelächelt und nicht geweint hatte, und sie that es heute zum ersten Male wieder. Heute zum ersten Male nach langen Jahren dankte sie am Abend Gott, daß er sie diesen Tag hatte erleben lassen, wünschte sie sich nicht den Tod, sondern bat sie Gott, ihr noch das Leben zu lassen, so lange noch, bis sie Friedrich von Trenck wiedergesehen, und von ihm Verzeihung erhalten dafür, daß er durch sie so unglücklich geworden! Heute zum ersten Mal bewegte ein Gefühl von Dank und Freude das verbitterte Gemüth der Prinzessin, und es kam aus der Tiefe ihres Herzens, als sie beim Abschied nach der Vorlesung des Testamentes zu Friedrich Wilhelm sagte: Ich wollte, ich wäre

*) Friedrich von Trenck mußte bekanntlich die Gunst der Prinzessin Amalie mit langjähriger Kerkerhaft bezahlen. Siehe darüber: Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman von L. Mühlbach. Sechs Bände.

nicht eine böse Fee, sondern eine gute Fee, denn alsdann könnte ich Dir das Recept geben, Dein Volk glücklich zu machen und selber glücklich zu sein! —

Der König lächelte dazu. Er hatte ja jenes Recept schon! Er hatte es in dem Lebenselixir empfangen, welches Cagliostro ihm gegeben. Diese Tropfen, das war das Recept für sein persönliches Glück, und was das Glück seines Volkes anbelangte, so mußten seine Lieblinge, so mußten Bischofswerder und Wöllner schon die Recepte kennen, welche das Glück des Volkes bewirken sollen. In ihre Hände wird der König vertrauensvoll das Ruder des Staates legen können. Sie sind die Lieblinge der unsichtbaren Väter, die Auserkorenen und Mächtigen, und sie sollen Preußen regieren, sie, die Rosenkreuzer!

Das dachte der König mit Freuden, und das flüsterten sich mit Sorgen die Gegner der frommen Ordensbrüder, die Feinde von Bischofswerder und Wöllner in's Ohr. Und die Zahl ihrer Feinde war reichlich, und gar angesehene Männer gehörten dazu. Auch am Hofe gab es eine Partei, welche in bitterer, aber geheimer Feindschaft den Rosenkreuzern gegenüber stand.

12.
Leuchsenring.

An der Spitze der oppositionellen Hofpartei stand der Lehrer und Informator des Kronprinzen, der Freund Goethe's, der Genosse der früheren Hainbündler, stand Franz Michael Leuchsenring, den Friedrich der Große nach Berlin berufen hatte, damit er als französischer Hofmeister dem künftigen König von Preußen die französische Sprache geläufig mache, und ihm eine genaue Kenntniß verschaffe von der französischen Literatur und den französischen Dichtern.

Zu dem prinzlichen Hofmeister Michael Leuchsenring begab sich am Tage nach der Testamentsvorlesung der Baron von Hardenberg, der langjährige Freund des Herrn Hofmeisters, und das Wiedersehen der beiden lange Getrennten war

ein sehr herzliches und freudiges gewesen. Dennoch war dem scharfen und feinen Blicke des braunschweigischen Ministers die Wolke nicht entgangen, welche die Stirne Leuchsenring's beschattete, und er deutete jetzt, nachdem sie die ersten Begrüßungen gewechselt, die ersten oberflächlichen Fragen und Bemerkungen über ihre gegenseitigen Verhältnisse miteinander ausgetauscht hatten, mit der feinen weißen Hand auf die Stirne Leuchsenring's hin.

Ich bemerke da einen Schatten, sagte er lächelnd, einen Schatten, den ich nie zuvor auf der Stirne des Freundes gesehen habe. Ist der schöne Leuchsenring nicht mehr der Liebling der Frauen und folglich auch der Musen? Oder haben wir wieder einmal irgendwo einen hassenswürdigen Nebenbuhler, der so verwegen ist, Ihnen die Gunst einer Geliebten streitig zu machen? Ich kenne ja das, ich habe Sie ja mehrmals als Orlando Furioso gesehen, da wir in Neapels gesegneten Fluren uns trafen und unser Freundschaftsbündniß mit einander schlossen. Ach, amico mio, warum sind wir nicht mehr in der bella Italia! Warum hat die Nüchternheit des Lebens uns angehaucht mit ihrer Prosa, und aus Ihnen einen Prinzenlehrer, aus mir einen Fürsten=

diener gemacht! Aber, passons la dessus, und beantworten Sie mir die Frage: Wo ist der Nebenbuhler? Soll ich, wie dreimal in Neapel, auch in Berlin Ihr Secundant sein?

Leuchsenring lächelte. Ich sehe mit Vergnügen, theuerster Baron, daß Ihr Ministerportefeuille Sie nicht verwandelt hat. Sie sind noch immer der heitere Cavalier, der sorglose Lebemann, während ich, wahrhaftig, ich kann es nicht mehr leugnen, während ich ein Misanthrop geworden bin. Es ist vorbei mit der Sorglosigkeit, vorbei mit der Liebe, und die Frauen haben leider nichts zu thun mit der Wolke, welche Ihr scharfer Blick auf meiner Stirne bemerkt hat.

Unglücklicher, Sie sind also Politiker geworden, rief Baron von Hardenberg lächelnd. Es ist also wahr, was man mir gesagt hat, Sie schreiben keine Liebesbriefe mehr, sondern gelehrte Abhandlungen, Sie sind ein Parteimann geworden?

Es ist wahr, sagte Leuchsenring heftig. Ich bin von Zorn und Haß erfüllt, ich sehe mit Entsetzen das große Lügennetz, welches die Dunkelmänner, das heißt die Rosenkreuzer, das heißt die Jesuiten, über die Menschen ausspannen wollen. Ich fühle, daß es meine Aufgabe ist,

dieses Netz zu zerreißen und der Welt die Schlingen zu offenbaren, mit welchen die Menschheit bethört werden soll.

Bravo, bravo, sagte Hardenberg lebhaft. So gefallen Sie mir, denn ich sehe, daß es Ihnen voller Ernst ist mit Ihren Absichten, und daß ich an Ihrer Gesinnung nicht zweifeln darf. Nun will ich Ihnen auch gleich einen Beweis meines Vertrauens geben, indem ich Sie um Rath frage in meinen persönlichen Angelegenheiten. Ich komme eben von einer Audienz bei dem König Friedrich Wilhelm. Es scheint, die Majestät hat irgend eine Caprice für mich, und irgend ein weibischer Zug in meinem Gesicht hat die allerhöchste Billigung gefunden. Genug, der König hat mir den gnädigen Vorschlag gemacht, in seine Dienste zu treten und die Verwaltung eines Ministeriums zu übernehmen.

Und Sie, was haben Sie geantwortet? fragte Leuchsenring lebhaft.

Ich habe mir gnädige Bedenkzeit ausgebeten. Ich kenne die Verhältnisse hier zu wenig, und ich wollte erst mit Ihnen Rücksprache nehmen, mein Freund. Sagen Sie mir also Ihre Meinung. Soll ich annehmen?

Sagen Sie mir erst, Freund, wer Sie sind,

dann will ich Ihnen antworten. Sagen Sie mir ob Sie ein Abtrünniger sind, ein Rosenkreuzer, das heißt, ein Jesuit, oder ob Sie der treue Genosse unseres Bundes geblieben? Geben Sie mir Ihre Hand, lassen Sie mich dieselbe berühren mit dem geheimen Zeichen, und nun geben Sie mir Antwort, ob Sie ein Bundesbruder sind.

Ich bin's, sagte Hardenberg, dessen joviales Gesicht jetzt einen ernsten Ausdruck angenommen hatte, und der die dargereichte Hand Leuchsenring's mit seinen Fingern auf eigenthümliche Weise berührte. Fühlen Sie es an dem Drucke dieser Hand, daß ich treu geblieben dem beschworenen Bunde, daß ich Ihr Ordensbruder, ein treuer und eifriger Freimaurer geblieben bin.

Gelobt sei Gott, mein Freund, daß Sie das sind! rief Leuchsenring. Alsdann gehören Sie zu mir, gehören zu denen, welche die Zukunft bereiten, und der traurigen Gegenwart einen Damm entgegenstellen in dem Geiste der Menschen. Und nun, mein Freund, will ich Ihnen auch Ihre Frage beantworten, nun sage ich Ihnen: Folgen Sie nicht diesem an Sie ergangenen Rufe, sondern sparen Sie sich auf für die Zukunft, für das kommende Geschlecht. Trübe und unheilvolle Tage stehen für Preußen be-

vor, und der Geist des deutschen Vaterlandes muß sein Haupt verhüllen und weinen über das, was hier geschehen wird, und was wir Alle herannahen sehen mit Entsetzen und mit Grausen. Die Dämonen der Finsterniß steigen herauf und wollen ihre Schleier ausbreiten über Preußen. Aberglaube, Heuchelei, Jesuitismus und lasterhafte Ueppigkeit haben sich mit einander verbündet, um die Geister und die Herzen in Fesseln zu schlagen, und eine Zeit der Verdunkelung wird über Preußen hereinbrechen, wie sie den großen Umwälzungen und den großen Epochen der Geschichte vorherzugehen pflegt. Glauben Sie mir, wir stehen auf einem Krater! Die königlichen Buhlerinnen wollen ihn mit Blumen und Kränzen überdecken, die königlichen Rosenkreuzer wollen mit ihren Elixiren und Wundertränken die Augen umnebeln, daß sie das Entsetzliche nicht sehen; aber sie halten das Verhängniß nicht auf, sie machen nur, daß es rascher heranrollt und unter seinen Rädern Alles zerschmettert, was ihnen in den Weg treten will. So wie das Böse stets das Gute schafft, so muß auch die Sclaverei stets die Freiheit fördern und ihr zum Siege verhelfen. Der Druck, welchen die Herrschenden seit Jahrhunderten auf die Dienenden geübt, wird jetzt seine rächenden

Früchte tragen. Die Sclaven werden die Fesseln zerreißen, das Joch zerbrechen und sich zu freien Männern emporkämpfen.

Ach, mein Freund, rief Hardenberg achselzuckend, Sie sehen unerreichbare Ideale sich verwirklichen, an die ich leider nicht glauben kann. Sagen Sie mir, mit welchen Mitteln sollten wohl die armen, geknechteten Völker ihre Ketten zerbrechen und sich zu freien Männern emporschwingen?

Ich will es Ihnen sagen, und Ihre Seele wird schaudern: Die Sclaven werden sich frei machen, die zertretenen Völker werden sich erheben durch ein furchtbares Mittel, durch die Revolution. Sie gährt in allen Gemüthern, sie braust in allen Köpfen. Die Zeit der Ruhe und der behaglichen Empfindsamkeit ist vorüber. Der Sturm und Drang wühlt und wüthet und braust und singt nicht blos mehr in den Köpfen und Herzen der Dichter, er hat sich eingewühlt in jedes Menschenherz, und was die Dichter gesungen und gedacht, das ist eingedrungen in die Herzen der Völker, und das will aus ihnen herausstürmen, das Alte zerstörend, das Neue schaffend. Friedrich Schiller hat mit seinen „Räubern“ die Brandfackel hineingeschleudert in die Gemüther der Jugend, und die Fürsten und die verrotteten

Höfe nähren und erhalten das angezündete Feuer mit dem Plunder ihrer goldglitzernden Lumpen und ihrer nach Verwesung duftenden Lasterhaftigkeit. Ich sage Ihnen, das Feuer wird auflodern, denn der Sturm und Drang der Freiheit ist in der Menschheit, und Gott hat die Laster der Fürsten zu der Geißel erkoren, mit welcher die Völker gezüchtigt werden sollen, auf daß sie aus dem Staube sich erheben, auf daß aus den Sclaven Männer werden! Auch Ludwig der Fünfzehnte von Frankreich mit allen seinen Lastern und Verbrechen war ein Werkzeug in der Hand Gottes, auch die Königin Marie Antoinette mit ihrem Leichtsinn, ihrer Lebenslust und Verschwendung ist es, und auch Friedrich Wilhelm von Preußen mit seinem Leichtsinn, seiner Gutmüthigkeit und seiner Indolenz ist ein Werkzeug in der Hand Gottes, und muß die Freiheit fördern helfen und die Erhebung der Geister. Und auch dieses heuchlerische Otterngezüchte, diese lügnerischen, betrügerischen Ordensbrüder, diese Rosenkreuzer und Jesuiten müssen den Zwecken Gottes dienen, denn die Lüge ist nur da, auf daß sie die Wahrheit klar mache, und die Knechtschaft soll nur die Freiheit fördern. Darum klage und jammere ich auch nicht, wenn hier das La=

ster und die Erbärmlichkeit eine Zeit lang jetzt die Oberhand gewinnen, denn der Pessimismus ist allein unser Trost und unsere Hoffnung, und je schlechter es jetzt geht, desto besser wird es einst werden. Je mehr Jesuiten jetzt hier ihr unheilvolles Wesen treiben, desto mehr werden einst ausgerottet und vernichtet werden.

Sie sehen Gespenster und erzählen sich Mährchen, mein exaltirter Freund, sagte Hardenberg lächelnd. Es giebt keine Jesuiten in Preußen! —

Es giebt deren überall, unterbrach ihn Leuchsenring, indem er mit einer ungestümen Bewegung die Hand auf den Arm des Freundes legte und ihn heftig drückte. Ja, mein Freund, es giebt Jesuiten. Sie gehen unter uns umher und sie sitzen neben uns zu Tische, sie drücken uns als Freunde die Hand, sie schmeicheln uns als unsere Bewunderer, sie lächeln uns als unsere Geliebten, sie lassen kein Mittel unversucht, um unsere Herzen zu beschwören und unsere Geister in Banden zu schlagen. Die Rosenkreuzer, was sind sie weiter als verkappte Jesuiten alle miteinander? Den Katholicismus wollen sie uns bringen mit ihrer Verdumpfung, den Protestantismus wollen sie austreiben mit seiner Klarheit und Erkenntniß. Die Mystik der Rosenkreuzerei

soll den Verstand benebeln, Laster und Sünde soll den Geist zerknirschen, und aus der Benebelung und der Zerknirschung sollen die Verführten und Umgarnten sich hineinretten in die katholische Kirche, die in ihrem Mutterschooße eine Ruhestätte hat für alle heimgesuchten Gewissen, die Segen und Vergebung hat für alle Laster und Verbrechen. Deshalb verführen diese Rosenkreuzer den gutmüthigen und leichtsinnigen König zur Debauche und Ueppigkeit, deshalb beängstigen sie sein weiches Gemüth mit Wundererscheinungen und Gespenstern! Rettung soll er suchen in seiner Beängstigung, und Rettung soll er finden in der katholischen Kirche! Oh, ich kenne sie, diese verkappten Jesuiten, diese Rosenkreuzer, und sie wissen es, daß ich sie erkannt habe, und darum hassen sie mich, und darum schreien sie Zeter und Mordio, weil ich ihre Ränke und Kniffe öffentlich aufgedeckt und es offenbar gemacht habe, daß die Rosenkreuzer nichts Anderes sind als Jesuiten, welche den Katholicismus ausbreiten wollen über die Erde. Ich habe das enthüllt, und ich habe es der Welt verkündet in einer Schrift, welche die Schlafenden geweckt und die Zweifelnden überzeugt, und welche

die Rosenkreuzer mit Haß und Wuth gegen mich erfüllt hat.

Ich habe davon gehört, sagte Hardenberg gedankenvoll, man hat mir erzählt von einem fulminanten Artikel, den Sie kürzlich in der Berliner Monatsschrift gegen die geheimen Gesellschaften gerichtet hätten, aber ich konnte ihn leider nicht zu Gesicht bekommen.

Glaub's wohl, lachte Franz Leuchsenring, die lieben Rosenkreuzer haben die ganze Auflage dieses Monatsheftes aufgekauft und an sich gebracht, und sie werden, wenn die neue Auflage gedruckt ist, auch diese an sich kaufen, denn sie möchten die Wahrheit und das freie Wort unterdrücken und unter ihre Füße stampfen. Aber es wird ihnen nicht gelingen, denn das freie Wort ist wie der Phönix, es steigt aus der Asche und der Vernichtung immer wieder hervor, es singt seine Hymnen, es donnert seine Flüche, es sitzt wie der rothe Hahn auf dem Dache der Lasterhaften und der Verbrecher, und darum fürchten sie es, das freie Wort, und darum möchten sie mich ermorden, weil ich es gesprochen. Aber das freie Wort wird dennoch siegen, und wir, wir Freimaurer und Brüder vom Orden der Illuminaten, wir werden dem freien Worte zu seinem end-

lichen Siege verhelfen.*) Wir Freimaurer sind die Soldaten der Freiheit und der Aufklärung, und unsere Zahl ist groß, und alle bedeutenden und ausgezeichneten Männer in Berlin gehören unserem Orden an, und kämpfen gegen die Finsterlinge und Jesuiten, gegen die Rosenkreuzer und Mystiker. Illuminaten haben wir uns genannt, denn illuminiren wollen wir die Finsterniß der Rosenkreuzer, und der Wahrheit wollen wir die Illumination erkämpfen von der Lüge! Oh, Freund, es ist ein harter Kampf, der sich hier vorbereitet in Preußen, denn die Zahl der Jesuiten und Rosenkreuzer ist unermeßlich, und ein König schützt und behütet sie. Die Zahl der Illuminaten ist verhältnißmäßig noch klein, und nur die Könige des Geistes und der Wissenschaft, nicht aber der Macht und des Geldes gehören zu dem Bunde. Aber wir werden dennoch siegen gegen die Jesuiten, wir stehen auf der Warte Preußens und unser protestantisches Feldgeschrei ist das Wort Luther's: Das Wort sie sollen lassen stahn.

Schön und brav gesprochen, mein tapferer

*) Dieser Artikel gegen die geheime Gesellschaft von Leuchsenring befindet sich in der von Gedike und Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift“, Augustheft 1786, und

Freund, rief Hardenberg. Wahrlich, Ihr Feuer begeistert mich, Ihr Enthusiasmus erfaßt mich, und ich will Theil nehmen an Ihrem großen und herrlichen Kampf. Nehmen Sie mich auf in Ihren Orden, erheben Sie den Freimaurer zum Illuminaten!

Es soll geschehen, nickte Leuchsenring. Es findet heute Abend bei dem edlen Oberhaupt unsers Bundes, bei Nicolai, eine Ordens-Versammlung statt, Sie können mich zu derselben begleiten, und ich werde Ihre Aufnahme bewirken.

Und dann, nicht wahr, dann, wenn ich Aufnahme in Ihrem Orden gefunden, wenn ich zu den Illuminaten gehöre, das heißt zu den Feinden der Rosenkreuzer und Jesuiten, dann werden Sie es gut finden, daß ich die Vorschläge des Königs acceptire und hier in Berlin ein Staatsamt übernehme?

Nein, mein Freund, ich kann Ihnen diesen Rath nicht geben, und ich darf das nicht gutheißen.

Wie? Sie wollen mich nicht zu Ihrem Kampfgenossen haben? Sie verschwächen meinen Beistand?

---

machte damals in allen Kreisen und Schichten der Gesellschaft ungeheures Aufsehen.

Ich verschmähe Sie nicht, ich spare Sie auf für bessere Zeiten. Sie sind mir eine große Kraft, und es wäre schade, wenn sie unwirksam gemacht würde vor der Zeit. Das würde aber geschehen, wenn Sie jetzt schon hierher kämen. Die Rosenkreuzer sind nicht blos mächtig, sondern auch schlau. Sie würden sehr bald erkennen, daß Sie zu ihren Feinden gehören, und Sie würden Ihnen Ihr Amt und Ihre Macht eben so schnell wieder entziehen und Sie ausweisen und von hinnen treiben. Sie würden es mit Ihnen machen, wie sie es mit mir gemacht haben.

Wie haben sie es mit Ihnen gemacht? Was können sie dem Erzieher und Instructeur des Kronprinzen, den Friedrich der Große ernannt hat, wohl anhaben und ihm Leides zufügen?

Leuchsenring nahm lächelnd einen auseinander gefalteten Brief von seinem Schreibtisch auf und reichte ihn dem Baron Hardenberg dar. Lesen Sie dies Papier, sagte er. Ich habe es vor zwei Stunden erhalten, und es wird Ihnen Antwort geben.

Hardenberg überflog mit einem raschen Blick die wenigen Zeilen, welche auf dem Papier geschrieben standen, und ließ es dann mit trauriger Miene wieder auf den Tisch niederfallen.

Entlassen, murmelte er. Man wagt es schon, dem Willen des kaum begrabenen Königs entgegenzutreten, und sendet Ihnen Ihre Entlassung.

Man geht noch weiter, sagte Leuchsenring zürnend. Daß man mich entläßt, mag hingehen, aber man setzt an meine Stelle einen Erweckten, einen Rosenkreuzer, dies ist das Schlimmere. Der General Graf Brühl ist zum Gouverneur des Kronprinzen ernannt und soll die letzte Hand anlegen an die Erziehung des jungen Prinzen.

Und demgemäß werden Sie Berlin verlassen? fragte Hardenberg rasch. Nun denn, mein Freund, so mache ich Ihnen einen andern Vorschlag. Sie wollen nicht, daß ich hier bleibe, wohlan denn, so begleiten Sie mich! Folgen Sie mir nach Braunschweig, sparen auch Sie sich und Ihre Kraft auf für bessere Zeiten, erhalten Sie sich der Zukunft!

Nein, ich bleibe, rief Leuchsenring entschlossen. Ich werde den Rosenkreuzern nicht die Freude bereiten, meinen Posten zu verlassen, sondern ich will ihn vertheidigen bis zu meinem letzten Blutstropfen. Ich bleibe, und die Rosenkreuzer und Jesuiten sollen an mir ihren stets wachsamen und unerbittlichen Feind finden, und mit mir kämpfen werden alle die tapferen Män=

ner, denen Gott das Schwert des Geistes und das freie Wort in die tapfere Faust gelegt. Die Rosenkreuzer werden die Tage der Finsterniß heraufbeschwören über Preußen, aber die Illuminaten werden die Finsterniß bekämpfen und durchleuchten; die Lasterhaften und die Schwachen, die von Sinnenlust und roher Genußsucht Umstrickten gehören den Rosenkreuzern, aber die Tugendhaften und die Starken und Alle, die im Geiste der Wahrheit und Keuschheit leben, die ganze Jugend, die wird zu den Illuminaten stehen und wird mit uns kämpfen. Oh, mein Freund, es wird eine Geisterschlacht werden, wie die grimmen Hunnen sie gekämpft haben, noch über den Tod hinaus, denn der Sturm und Drang der Jugend ist unaufhaltsam, unwiderstehlich; der himmlischen Macht der Wahrheit müssen die höllischen Geister der Lüge zuletzt doch weichen, und das Licht wird doch zuletzt den Sieg davon tragen über die Finsterniß! Dies ist meine Hoffnung, dies ist mein Glaubenspanier, und darum bleibe ich hier, meinen Feinden, den Rosenkreuzern, zum Trotz. Der Kampf, der Krieg der Geister, das ist meine Lust, das bewegt, das erhebt und erfrischt mich! Aber wenn unser der Sieg ist, wenn die neue Zeit beginnt, wenn wir

das Alte niedergerissen haben und es gilt, das Neue aufzubauen, dann, mein Freund, dann ist Ihre Zeit gekommen, dann sollen Sie der Baumeister sein, welcher mit frischer und freudiger Kraft den Neubau Preußens unternimmt und fördert. Für die düsteren Zeiten der Rosenkreuzer und des Königs Friedrich Wilhelm sind Sie nicht verwendbar, aber nach ihnen kommen die lichten und hellen Tage des jungen Königs, und dem sollen Sie zur Seite stehen als Freund, Rathgeber und Helfer! Denn glauben Sie es mir, der König Friedrich Wilhelm der Zweite wird an dem Horizonte Preußens nur vorübergehen wie eine dunkle Gewitterwolke, welche mit Blitz und Donner, mit Sturm und Drang den hellen Tag des Völkerlebens umdüstert; aber die Gewitterwolke und die Finsterniß wird vorübergehen, und nachher wird es wieder Tag werden und die Sonne wird wieder scheinen. Sie sind jetzt hieher nach Berlin gekommen, um Preußens Unglück zu sehen, ich aber will Sie jetzt auch noch etwas Anderes sehen lassen. Ich will Ihnen Preußens Zukunft und Preußens Hoffnung zeigen! Kommen Sie!

Er nahm den Arm des Freundes und führte ihn an das Fenster des Erdgeschosses, von wel-

chem aus man einen freien Ueberblick hatte in den Garten, welcher das Haus begrenzte. Es war nur ein einfacher kleiner Garten, die Steige mit gelbem Kies bestreut, die Beete zu beiden Seiten mit Buxbaum eingefaßt und mit gewöhnlichen Gartenblumen gefüllt. Zwischen den beiden Blumenbeeten auf dem gelben Kieswege stand unter dem mit Früchten behangenen Apfelbaume eine weiß angestrichene Bank, und auf dieser Bank saßen zwei Knaben, oder Jünglinge vielmehr, in einfacher Civiltracht. Der eine von ihnen, von schöner Gestalt und schönem Angesicht, hatte die großen flammenden Augen gen Himmel gewandt, und nach seinen Gesten und Bewegungen, seinen emporgehobenen Händen, seiner lauten Sprache, deren voller Ton bis zu den Fenstern herüberschallte, mochte er wohl eben eine Declamation, die Recitation eines feurigen Gedichtes begonnen haben. Der andere, der hochgewachsene Knabe von sechszehn Jahren, mit den sanften blauen Augen, dem milden edlen Angesicht, dem gutmüthigen Zug um die hübschen frischen Lippen, hörte dem feurigen Gefährten mit einer zustimmenden Miene und einem sanften Lächeln zu.

Auf diesen Letzteren deutete Leuchsenring's

erhobener Finger hin. Sehen Sie dort, sagte er. Das ist der zukünftige König von Preußen, der einstige Friedrich Wilhelm der Dritte. Ihm sollen Sie helfen und beistehen, denn er wird dessen bedürfen. Er wird ernten müssen, was die Jesuiten und Rosenkreuzer jetzt hier säen, er wird die herben Früchte aufsammeln müssen, von denen jetzt hier die Reiser gepfropft werden. Erhalten Sie sich für Friedrich Wilhelm den Dritten, Baron Hardenberg, und darum lassen Sie sich jetzt nicht verbrauchen und zermürbeln im unfruchtbaren Dienste Friedrich Wilhelm's des Zweiten.

Das also ist der Kronprinz von Preußen, sagte Hardenberg hinausschauend. Jener dort mit dem blonden Haar und den milden schüchternen Blicken! Ich wollte, Sie hätten mir den Andern gezeigt, und dieser schöne Mensch, dieser jugendliche Apoll mit dem Götterlächeln und dem Flammenauge, das wäre der zukünftige König von Preußen!

Das ist der Prinz Louis, der Brudersohn des jetzigen Königs. Sie haben wohl recht, er ist anzuschauen wie ein jugendlicher Apoll, und sein Anblick erfreut das Herz. Wenn Er der zukünftige König von Preußen wäre, dann würde

er es entweder zum Himmel empor tragen oder in den Abgrund herniederschleudern, denn er ist ein Genie, und er wird nicht durch das Leben schreiten auf den gewohnten Bahnen. Nein, es ist gut, daß nicht Er, sondern sein sanfter, junger Freund dort einst die Krone von Preußen tragen wird. Sie haben ihn freilich verschüchtert und verdummt, den armen Knaben. Sie haben ihm die angeborene Blödigkeit und das linkische Wesen durch harte und rauhe Erziehung vergrößert, sie haben ihm einen kleinlichen Gesichtspunkt, eine mesquine Denkungsweise gegeben, und alles große und geniale Empfinden von ihm auszutreiben gesucht. Er ist verschüchtert und hat kein Vertrauen zu sich selbst, aber er hat einen geraden und tüchtigen Verstand, ein ehrliches und gutes Herz, und das ist für einen König besser als Genialität und Flammengeist. Mein Freund, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich liebe diesen armen, verschüchterten Knaben, der in seiner Jugend schon so viel hat entbehren und dulden müssen, der darben gelernt hat, wie das Kind armer Leute, und der doch niemals geklagt hat. Ich liebe den Prinzen, der ein so liebewarmes Herz hat, und dem doch stets das Wort fehlt für sein Empfinden, ich be-

klage ihn, denn ich weiß, daß sein jugendlicher Sinn umdüstert wird von einem Kummer, den er wie ein heiliges Geheimniß auf der Tiefe seines Herzens bewahrt, und den ich nur zuweilen in einzelnen Mienen und Worten erkannt habe. Es ist der Kummer eines frommen und zärtlichen Sohnes, welcher seinen Vater lieben und anbeten möchte, und der ihn nicht anzusehen wagt, weil er nicht die Flecken und Schatten sehen mag auf dem Antlitz seines Vaters!

Armer, junger Mensch, sagte Hardenberg theilnahmsvoll. So jung noch und schon so viele herbe Erfahrungen von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Welt! Aber es mag wohl gut so sein, und wenn er die Taufe der Thränen empfangen und von dem Unglück gesalbt ist, so mag er ein König von Gottes Gnaden werden! Ich will thun, was Sie sagen, Leuchsenring, ich will mich aufsparen für die Zukunft, und wenn Gott es giebt, so will ich mit Freuden Ihrem jungen König der Zukunft einst meinen Geist und meine Kräfte weihen!

Gott wird es geben, Freund, eine freudige Ahnung sagt es mir, er wird es geben! Es mag sein, daß ich es nicht mehr erlebe, und daß der Sturmwind der Revolution oder die Ränke der

Rosenkreuzer mich vor der Zeit von hinnen treibt. Aber Sie werden bleiben, und Sie werden dereinst dieser Stunde gedenken, in welcher ich Ihnen den jungen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm den Dritten, gezeigt und Sie an ihn verwiesen habe. Er ist die Zukunft Preußens, und in den dunkeln Zeiten, die jetzt hereinbrechen, thut es wohl noth, daß man ein Licht habe, zu dem man aufschaut. Schauen Sie auf den Kronprinzen von Preußen und auf seinen genialen Freund, den Prinzen Louis Ferdinand!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.